# Beiträge zum Studium Grabbes.

---

Inauguraldissertation,

der

hohen philosophischen Fakultät (I. Sektion)

der

**Kgl. Bayr. Ludwig-Maximilians-Universität zu München**

behufs Erlangung der

**höchsten akademischen Würde**

vorgelegt von

**Carl Anton Piper**
aus Neubrandenburg.

München, 1898.
**Carl Haushalter,** Verlagsbuchhandlung.

# Beiträge zum Studium Grabbes.

---

Inauguraldissertation,

der

hohen philosophischen Fakultät (I. Sektion)

der

**Kgl. Bayr. Ludwig-Maximilians-Universität zu München**

behufs Erlangung der

**höchsten akademischen Würde**

vorgelegt von

**Carl Anton Piper**
aus Neubrandenburg.

ACAD.
LUGD.BAT.
BIBL.

**München, 1898.**
**Carl Haushalter,** Verlagsbuchhandlung.

Die vollständige Schrift, deren Anfang ich hier als Dissertation vorlege, erscheint gleichzeitig als achter Band der „Forschungen zur neueren Litteraturgeschichte“, herausgegeben von Franz Muncker (München, Carl Haushalter).

I.

# Grabbe, eine psychopathische Erscheinung.

Als Grabbe in den Berliner Litteraturkreisen sein Jugendwerk, die Tragödie „Herzog Theodor von Gothland“ zum erstenmale vorlas, wunderte man sich allgemein, wie eine derartige Kraft der Verzweiflung, eine solche bis zum Aeussersten gesteigerte Weltverachtung in dem Hirn eines einundzwanzigjährigen Menschen entstehen konnte, der weder das Leben noch die Welt kannte, dem vielmehr kleinstädtische Blödigkeit und weltfremde Unerfahrenheit auf Schritt und Tritt anzumerken war. — In der That kontrastierte das äussere Auftreten des jungen Studenten mit dem mächtigen Kopfe und den schmalen Schultern, der einsilbig und stumpf, in vernachlässigter Kleidung, ohne Gesellschaft seine Zeit in den Wirtshäusern verbrachte, seltsam mit seinem Werke, das an Kraft und Wildheit des Ausdruckes, an Energie und Grausamkeit sogar alle lodernden Jugendwerke der deutschen Litteratur zu überbieten schien. Das Erstaunen über eine solche Inkongruenz von Leben und Dichten wuchs, als nun im Laufe der späteren Jahre Grabbes Dramen immer grössere Probleme behandelten, immer gewaltiger sich aufbauten, bis ihnen schliesslich die bretterne Bühne zu eng wurde, und die wirkliche Welt als Schauplatz gerade gross genug schien — während es allmählich in die Oeffentlichkeit drang, dass der Verfasser eines „Barbarossa“ und „Napoleon“ in seiner Vaterstadt Detmold seines Amtes enthoben worden sei, nach einem wüsten Leben in Frankfurt a. M. bei Immermann in Düsseldorf Rollen fürs Theater ausgeschrieben habe, um schliesslich elend zu Grunde zu gehen. Und als nun gar dem Entschlafenen sein Freund und Landsmann Ferdinand Freiligrath

jenes schöne Lied „Auf Grabbes Tod“ in die Grube nachsang, da war es allen eine ausgemachte Thatsache, dass Grabbe an dem „Kainsfluche der Dichtung“ zu Grunde gegangen sei. Er wurde das Prototyp aller unglücklichen Künstlernaturen, die, weil sie eine andere, schönere Welt in sich tragen, kein Recht darauf zu haben scheinen, in dieser Welt glücklich zu werden. Seit jener Zeit hat man sich daran gewöhnt, mit dem Namen Grabbes etwas Unerklärliches, etwas Grausig-Dämonisches zu verbinden, und über sein Leben wie über seinen Charakter blieb ein dunkler, nebelhafter Schleier gebreitet. —

„Um eines Dichters Wiege versammeln sich Genien und Dämonen“, mit dieser Phrase leitet Grabbes erster Biograph, Ernst Willkomm, seine Studie ein. Versuchen wir es einmal, diese Geister anzurufen, ob sie uns Rede stehen!

Grabbes Dichtungen gerieten verhältnismässig schnell in Vergessenheit[1]). Das Interesse des lesenden Publikums wandte sich anderen Kunstgattungen zu, und eine politisch bewegte, schnell lebende Zeit liess sie bald in den Hintergrund treten. Grabbes Leben blieb allen Zeitgenossen als ein dunkler Fleck in der Erinnerung haften, und oftmals lüftete eine Hand den Vorhang, und ein heller Lichtstreif fiel in das Dunkel.

Die Anzahl der Biographien, welche wir von Grabbe besitzen, steht in gar keinem Verhältnisse zu der Kenntnis und Popularität seiner Werke. Während von allen seinen Dramen nur eines, „Don Juan und Faust“, auf die Bühne kam und sogar eine zweite Einzelauflage erlebte, die Herausgabe der gesammelten Werke jedoch unserer Zeit vorbehalten blieb, haben wir aus der Zeit seit dem Tode des Dichters bis in die Mitte der siebziger Jahre nicht weniger als sechs grössere, eingehende Arbeiten, die sich nur zum kleineren Teile mit der ästhetischen und kritischen Würdigung seiner Schriften, zum grösseren Teile aber mit der Darstellung dieses unglücklichen Dichterlebens befassen.

Bereits ein Jahr nach dem Tode des Dichters veröffentlichte der oben erwähnte Ernst Willkomm eine grössere Studie

[1]) Das bezeugt Grabbes Biograph Ziegler gleich auf der ersten Seite seines Buches.

über Grabbe in den „Jahrbüchern für Drama, Dramaturgie und Theater“ [1]). Der Verfasser geht von dem richtigen Standpunkte aus, dass eine genaue Analyse des Charakters eines Dichters wesentlich zum Verständnis seiner Werke beitrage. Seine Arbeit ist reich an einzelnen guten Gedanken; das Ganze aber ist ohne wissenschaftlichen Ernst geschrieben, und das wenige Gute überwuchert ein dichter Wald von Phrasen, so dass schliesslich der Eindruck bleibt, dem Verfasser habe mehr daran gelegen, über einen interessanten Fall ein interessantes Essay zu schreiben, das ihm Gelegenheit bot, seinen blütenreichen Stil virtuos zu handhaben, als durch ernste Forschung zum Verständnis eines Dichters und zur Klärung des Urteils über ihn beizutragen.

Klar und verständig, wie seine ganze Persönlichkeit, ist Immermanns Schrift über Grabbe, die ein Jahr später in Franks „Taschenbuch dramatischer Originalien“ erschien [2]). Mit feinem Verständnis beurteilt er die Werke des Dichters; die Hohenstaufendramen kommen allerdings gegenüber dem „Napoleon“, der ebenso wie die ganze letzte Richtung Grabbescher Dramatik entschieden überschätzt wird, schlecht weg. Was die Charakteristik anbetrifft, so gibt uns Immermann nur ein unvollständiges Bild, da er nur den letzten Abschnitt aus Grabbes Leben, die Düsseldorfer Zeit, in die er selber helfend eingriff, zum Gegenstande einer ausführlichen Darstellung macht. Er lernte eben Grabbe erst kennen, als dessen Kraft und Leben dem Verlöschen nicht mehr ferne war; es ist aber von Wichtigkeit, dass bereits Immermann hier zum erstenmale auf den übertriebenen Genuss von Alkohol als die Ursache des frühen Verfalls hinweist.

Dagegen ist die Biographie von Ernst Duller, die der im Jahre 1838 von der Witwe des Dichters herausgegebenen „Hermannsschlacht“ [3]) vorangedruckt ist, entschieden tendenziös gefärbt. Auch hier finden Grabbes Werke eine liebevolle, teilweise sogar enthusiastische Beurteilung von seiten des Verfassers, der, selber Schriftsteller, in Frankfurt a. M. in Grabbes

[1]) Abgedruckt in der Sammlung „Blitze“ (Leipzig 1846).
[2]) Immermanns Werke (Hempel), neunzehnter Teil.
[3]) Erschienen in Düsseldorf bei J. H. K. Schreiner.

unglücklichster Zeit regen Verkehr mit ihm unterhielt und in gläubiger Verehrung zu diesem Geistesriesen aufsah. Dagegen ist die Dullersche Biographie die Quelle aller jener Gerüchte, die sich namentlich gegen die Mutter Grabbes richten, welche für das ganze Unglück ihres Sohnes verantwortlich gemacht wird, während Grabbe selber ziemlich frei ausgeht, und alle Absonderlichkeiten auf Rechnung des Genies geschrieben werden. Von Duller rührt die Behauptung, Grabbe habe schon als Kind von seiner Mutter geistige Getränke vorgesetzt bekommen. Wie viel an diesem Gerüchte wahr sein mag, woher es überhaupt entstanden ist, wollen wir später bei der genauen Darstellung von Grabbes Leben und Charakter untersuchen. Das ist Thatsache, dass hinter dem Verfasser die Witwe Grabbes stand, der natürlich viel daran gelegen sein musste, ihr skandalöses Verhalten bei dem Ableben ihres Mannes, das doch wohl nicht ganz verborgen geblieben war, einigermassen zu erklären und zu rechtfertigen.

Die eingehendste Schilderung von Grabbes Leben bietet uns Karl Ziegler, ein Detmolder Bekannter des Dichters[1]). Der Dichter an und für sich interessiert ihn anscheinend weniger, seine Werke beurteilt er ziemlich nüchtern, im ganzen nimmt er seine Grösse als gegeben an. Aber alle Einzelheiten, alle Widersprüche dieses seltsamen Lebens, das er ganz aus der Nähe beobachten konnte, hat er uns mit einer gewissen spiessbürgerlichen Genauigkeit, gepaart mit einer Art von heiliger Scheu, Punkt für Punkt und häufig — vielleicht unbewusst — sehr glücklich das Charakteristische treffend aufgezeichnet. Sein Werk ist die klarste Quelle, aus der wir schöpfen können. Leider ist es ihm aber nicht gelungen, alle diese Einzelheiten in einen erklärenden Zusammenhang zu setzen und dem Ursprung der Erscheinungen nachzugehen — er hat uns schliesslich doch nur ein Leben, nicht aber einen Menschen geschildert.

Karl Goedeke unterzieht die Grabbesche Produktion in seinem Grundriss einer sehr scharfen Kritik[2]). In seiner Cha-

[1]) Grabbes Leben und Charakter. Hamburg, Hoffmann & Kampe, 1855.

[2]) Band III, S. 508 ff.

rakteristik gebraucht er zum erstenmale den Ausdruck „stiller Wahnsinn“. Was er sich darunter eigentlich vorstellt, bleibt unklar; er konstatiert nur die Thatsache, vor der Thatsache selber macht seine Wissenschaft ehrerbietig Halt.

Einen Schritt weiter geht Gottschall in der Einleitung seiner allerdings unvollkommenen Ausgabe von Grabbes sämtlichen Werken[1]). Seine Kritik hält sich ebenso frei von der schroffen Einseitigkeit Goedekes wie von dem überschwänglichen Lobe der Zeitgenossen des Dichters. In seiner Charakteristik tritt er der früheren Richtung gegenüber, die alles Unglück im Leben Grabbes auf die Gabe der Dichtkunst zurückführen wollte. Er sagt: „Man sollte in den Biographien der Dichter der Mit- und Nachwelt reinen Wein einschenken, die Dinge bei ihrem rechten Namen nennen und nicht dem Kainsfluche der Dichtung zuschreiben, was in einer sehr prosaischen Weise vom Uebermass geistiger Getränke herrührte. Das Wilde und Uebertriebene sowie das Dumpfe und Stumpfe, das sich bei Grabbe zeigt, war doch mehr pathologischer Natur; die Ungleichheit und Ueberspanntheit seines Wesens, die wieder auf sein Schicksal bestimmend einwirkte, lässt sich in letzter Instanz auf die Unmässigkeit und Trunksucht zurückführen, denen er zeitlebens ergeben war. Man mag dies bedauern, aber nicht dem Kultus der Musen Schuld geben, was nur dem Kultus des Bacchus und seiner spirituösen Untergötter zuzuschreiben ist.“ Dadurch, dass Gottschall das Pathologische in Grabbes Leben betont, hat er den einzig richtigen Weg gewiesen, auf dem man zu einem klaren Bilde von dem Menschen und Dichter Grabbe gelangen kann.

Die Arbeit über Grabbe von Johannes Scherr ist unbedeutend und nur eine Zusammenstellung von Einzelheiten, die der Verfasser den bereits erwähnten Werken entnahm[2]).

Oskar Blumenthal lieferte die erste vollständige Gesamtausgabe der Grabbeschen Werke[3]). Sie enthält die ursprünglichen Dramentexte, die kritischen Prosaschriften und das

[1]) Leipzig 1870.

[2]) „Dämonen“. Leipzig. Otto Wiegand. 1870.

[3]) Zuerst in Detmold 1874 erschienen, 1875 in den Verlag der G. Groteschen Verlagsbuchhandlung in Berlin übergegangen.

Wichtigste aus dem Briefwechsel und bietet jedem, der sich wissenschaftlich mit Grabbe beschäftigt, eine willkommene Erleichterung. Einen gewissen Sammelfleiss wird man dem Herausgeber nicht abstreiten können, womit die Flüchtigkeit im einzelnen allerdings stark kontrastiert. Dagegen versagt seine Kraft vollständig, wenn es gilt, aus Eigenem beizusteuern. So geht er einer Analyse des Charakters aus dem Wege, und seine kritischen Urteile tragen den Stempel des Dilettantismus an der Stirne und können unmöglich Anspruch darauf erheben, ernst genommen zu werden[1]).

Die heutige Wissenschaft muss unbedingt auf dem Wege, den Gottschall einschlug, weitergehen, wenn sie sich ein sicheres Urteil über die ganze Erscheinung Grabbes bilden will. Nur wenn wir uns auf den Standpunkt stellen, dass die Ursache des unglücklichen Lebens nicht in Grabbes Dichterberufe liegt, sondern pathologischer Natur ist, haben wir sicheren Boden unter den Füssen. Grabbe war ein kranker Mensch.

Wir dürfen uns aber nicht begnügen, die Thatsache zu konstatieren; das weit Wichtigere nach dieser Erkenntnis ist, die Art und Weise der Krankheit festzustellen. Sollten wir auf diesem Wege nicht manche Widersprüche im Leben des Dichters erklären können? Sind vielleicht gerade diese Widersprüche das Charakteristische seiner Krankheit? Finden wir so vielleicht die Macht, welche frühzeitig die Brücke zwischen Leben und Dichten abbrach? Können wir dadurch das Urteil seiner Freunde und Zeitgenossen verbessern, die manche Insinuation schroff zurückwiesen, weil sie nicht glauben wollten, Grabbe sei schlecht, und nicht wissen konnten, dass er in der That krank war? —

Gottschall führt alle Widersprüche und Verschrobenheiten, aus denen sich das ganze unglückliche Leben Grabbes zusammensetzt, sowie alle krankhaften Auswüchse seiner Dichtung auf die alleinige Ursache, den Alkoholmissbrauch, zurück.

---

[1]) Das gleiche Urteil gilt für Blumenthals Promotionsschrift „Beiträge zur Kenntnis Grabbes“ (Berlin, G. Grotesche Verlagsbuchhandlung, 1875).

Darin werden wir ihm nicht ganz beistimmen können. Denn, wenn auch sicher feststeht und allgemein bekannt ist, dass Grabbes äussere Stellung und Beruf unter diesem Laster zu leiden hatte, dass seine Gesundheit untergraben wurde, so bliebe denn doch immer noch die Frage offen: Warum wurde denn Grabbe zum Trinker? Wie kam es, dass eine Persönlichkeit mit so scharfem Verstande, mit so grossen Gaben diesen Verlockungen nicht widerstehen konnte? Warum ertrug seine Natur diese schädlichen Einflüsse nicht eben so lange wie viele andere? Man hat diese Fragen auf die mannigfaltigste Art und Weise zu beantworten gesucht, ohne den eigentlichen Kern der Sache auch nur zu streifen. Während die einen die Mutter für das Leiden ihres Sohnes verantwortlich machen, bringen die anderen den Ort seiner Geburt und Erziehung, das Zuchthaus, damit in Verbindung. Dass diese begleitenden Umstände bestimmend auf die seelische Entwicklung des Dichters eingewirkt haben, soll durchaus nicht bestritten werden. Aber es steht ebenso fest, dass diese Eindrücke auf einen sehr empfänglichen Boden fallen mussten, wenn sie in so verhängnisvoller Weise zur Wirkung gelangten. Grabbe war in der That nicht mehr psychisch gesund, als diese Eindrücke an ihn herantraten. Er zog bereits als Invalide in den Kampf des Lebens und war nicht mehr fähig, weder den Verlockungen noch den Angriffen den nötigen Widerstand entgegenzusetzen. So stellt sich uns sein Leben als ein doppeltes Krankheitsbild dar. Von Hause aus geistig anomal, kann er dem Alkohol nicht widerstehen. Daraus entwickelt sich eine zweite Krankheit, und lange Zeit kann man die beiderseitigen Symptome nebeneinander verfolgen, bis schliesslich die Gewalt des Giftes Geist und Körper zerstört.

Von diesem Gesichtspunkte aus wollen wir das ganze Leben Grabbes untersuchen.

Das Krankheitsbild, welches die Betrachtung dieses Lebens vor uns entrollt, hat die moderne Wissenschaft mit dem Ausdrucke „psychopathische Minderwertigkeit“ belegt. Der Schöpfer dieses Namens ist der bekannte Psychiater J. L. A. Koch[1]), dessen eigene Worte ich im folgenden citiere: „Unter

[1]) Sein Buch „Die psychopathischen Minderwertigkeiten“ (Ravens-

diesem Ausdrucke werden alle, sei es angeborenen, sei es erworbenen, den Menschen in seinem Personleben beeinflussenden psychischen Regelwidrigkeiten zusammengefasst, welche auch in schlimmen Fällen doch keine Geisteskrankheiten darstellen, welche aber die damit beschwerten Personen auch im günstigsten Falle nicht als im Vollbesitze geistiger Normalität und Leistungsfähigkeit stehend erscheinen lassen. Die hier in Betracht kommenden Individuen verhalten sich psychisch nicht wie andere Leute. Es ist in dieser Richtung von jeher etwas an ihnen, das sie vom Durchschnitt der Menschen unterscheidet, alle in sich eigenartig, manche sehr auffällig macht. Sie können aber nicht für geisteskrank im eigentlichen und gebräuchlichen Sinne des Wortes gelten. Ihre Mühseligkeiten, Verkehrtheiten und Mängel schaffen zwar oft sehr zu beachtende Erschwernisse mancher Art bei ihrem Thun und Lassen; aber, ob die Erschwernis auch weit gehe, so sind sie doch auch dann nicht geschwächt, nicht gebunden, nicht hingegeben, nicht genötigt in einer Weise, dass sie die Freiheit ihrer Willensbestimmung völlig eingebüsst hätten. Deshalb darf man die hergehörigen Zustände auch nicht zu den Geisteskrankheiten stellen."

Grabbe soll in diesen Zeilen durchaus nicht für verrückt erklärt werden.

„Der Ausdruck Minderwertigkeit soll jedoch keineswegs besagen, dass immer das ganze psychische Verhalten des Betreffenden minderwertig und ihre ganze geistige Persönlichkeit, an und für sich betrachtet, eine niedrig stehende sein müsste. Nicht wenige psychopathisch Minderwertige, obgleich sie in sich geschädigt und gekürzt sind, ragen doch in manchen geistigen Leistungen, ja nach dem ganzen Wert ihrer geistigen Persönlichkeit über viele normale Menschen weit hervor."

Demnach soll auch das Talent Grabbes durchaus nicht bestritten, seine Phantasien etwa alle als Ausgeburten eines Wahnsinnigen dargestellt werden, wenn auch unzweifelhaft einige krankhafte Züge sich ebenfalls in seiner Poesie finden.

---

burg 1891) ist, wie der Verfasser ausdrücklich bemerkt, nicht nur für Aerzte, sondern auch für gebildete und interessierte Laien, wie Seelsorger, Richter, Geschichtsforscher, geschrieben.

Man unterscheidet angeborene und erworbene Minderwertigkeiten. Für uns kommen zunächst nur die angeborenen in Betracht, da sich bei Grabbe bereits anomale Züge finden zu einer Zeit, wo von einer Erwerbung noch keine Rede sein kann.

Von den angeborenen psychopathischen Minderwertigkeiten passt für unseren Fall die angeborene psychopathische Belastung. Sie ist gekennzeichnet durch Anomalien in der Erregbarkeit, „Mangel an Ebenmass, ein ungebührlich in den Mittelpunkt gerücktes, verschrobenes und widerspruchsvolles Ich, durch Seltsamkeiten und Verkehrtheiten auf psychischem Gebiete". Auch Zwangsdenken, Zwangsimpulse, Zwangshandlungen kommen vor.

Das Anomale in der psychischen Erregbarkeit zeigt sich namentlich als eine Steigerung der Erregbarkeit. Die gesteigerte psychische Erregbarkeit fehlt keinem psychopathisch Belasteten durchaus und völlig. Im grossen und ganzen erscheinen die hergehörigen Individuen zufolge ihrer gesteigerten Erregbarkeit als ungesund, wehleidig, weichlich, rührselig und mitleidig, einfältig ängstlich, schreckhaft und furchtsam, dumm empfindlich und übelnehmerisch, übertrieben reizbar und zornmütig, stark sinnlich erregbar, als phantastisch und schwärmerisch, auch wohl als besonders geistreich und witzig. Nicht immer finden sich alle diese Züge bei ein und demselben Individuum vereinigt, und noch weniger ist das, was sich findet, immer alles in gleicher Stärke ausgeprägt. — Speziell für unsern Fall sei noch folgendes erwähnt: die Empfindlichkeit, welche bei diesen Belasteten oft in hohem Grade vorhanden ist, wird für manche derselben eine Ursache ihres Hanges zur Einsamkeit. Sofern bei manchen der Intellekt leicht und lebhaft angesprochen wird, die associativen Verbindungen der Gedanken rasch und mannigfaltig eintreten, so erscheinen sie oft als geistreicher, denn sie wirklich sind. Bei solchen Naturen kommt es dann leicht zu Selbstgesprächen und Gestikulationen, selbst auf offener Strasse.

Ein Mangel an Ebenmass auf dem psychischen Gebiet ist bis zu einem gewissen Grade notwendig schon mit den Anomalien in der Erregbarkeit gegeben. Solche Belastete

zeigen eine habituelle Ungleichheit in der Kraft und Tüchtigkeit der einzelnen psychischen Verrichtungen; es existiert für sie mit ihrem oft stark vortretenden Phantasieleben kein Mittleres, keine Mässigung und Ausgleichung durch Gegengewichte. Derartig belastete Individuen sind bisweilen in wissenschaftlichen Dingen scharfsinnig und klar eindringend, dabei aber haben sie gar kein oder nur wenig Urteil in den Dingen des gewöhnlichen Lebens. Sie wissen die Menschen und die Umstände nicht richtig zu nehmen; der bewegliche, hoch begabte Geist ist den Anforderungen des gewöhnlichen Lebens nicht gewachsen, und so weckt die ganze Erscheinung bei dem Nebenmenschen ein Gefühl des Bedauerns.

Ein ungebührlich in den Mittelpunkt gerücktes Ich — man vermisst bei angeboren psychopathisch Belasteten derartige Züge nie gänzlich — hat seine Ursache wesentlich darin, dass auf den Minderwertigen Gefühle, welche in Vorstellungen vom Ich und seinen Qualitäten aufgenommen werden, zu einseitig oder auch zu lebhaft eindringen und er infolgedessen zu stark und zu anhaltend auf sein Ich zu reflektieren veranlasst ist. Solche Naturen wollen überall im Mittelpunkte stehen. Nur ihre Ansicht darf gelten, nur ihr Treiben ist das richtige und ist massgebend. Ueberall suchen sie die Aufmerksamkeit auf sich zu lenken; nirgends können sie ertragen, dass andere mehr sind und geachteter als sie, Züge, welche selbst schon bei belasteten Kindern stark hervortreten.

„Die Verschrobenheit im Wesen der angeboren psychopathisch Belasteten muss sich zwar nicht notwendig immer auf alle Gebiete des psychischen Lebens erstrecken, ist aber stets umfassend und mächtig genug, um dem ganzen Menschen oder wenigstens einer ganzen Seite seines Wesens einen besonderen Stempel aufzudrücken.“

Ein Blick auf das Leben des Dichters wird uns alle diese einzelnen Symptome in verblüffender Vollzähligkeit zeigen. Noch ein Faktor tritt verstärkend hinzu. Die gesteigerte Erregbarkeit äusserte sich bei Grabbe besonders stark auf sexuellem Gebiet und verführte ihn frühzeitig zur Onanie. Wir haben darüber zwar keine sicheren Nachrichten, doch deutet sein Biograph es in folgenden Worten an: „So mag es nichts-

destoweniger sein, dass eine andere unheimliche Macht schon in seine früheste Jugend eingegriffen hat.“ Die Züge, welche uns derselbe Biograph aus Grabbes Jugend berichtet, bestätigen die Vermutung.

Zu der angeborenen Minderwertigkeit gesellt sich nun bei Grabbe eine erworbene infolge der Schädigung des Nervensystems durch den Alkoholmissbrauch. Die Folgen des chronischen Alkoholismus zeigen sich namentlich auf sittlichem Gebiete. Er erzeugt eine allmähliche sittliche Entartung, da alle tieferen Beweggründe, welche die Einheitlichkeit und Geschlossenheit des Charakters bedingen, nach und nach schwinden. Auch die psychische Leistungsfähigkeit wird vermindert. Es stellt sich eine leichte Ermüdbarkeit ein und infolgedessen eine Verengerung des Horizontes und Verarmung des Vorstellungsschatzes. Auch das Gedächtnis leidet. Einzelne hervorstechende Züge sind noch das häufige Auftreten von Hallucinationen und der Eifersuchtswahnsinn der Trinker[1]).

Es ist jetzt allgemeine Mode, dem Ursprunge des Talentes nachzugehen und die Eltern, ja auch weitere Generationen, in den Kreis der Betrachtung zu ziehen. Um so notwendiger muss man es in dem vorliegenden Falle thun, da gerade die angeborenen psychopathischen Belastungen in den meisten Fällen ihre Ursache in der Ererbung einer Schädigung des Nervensystems haben. Finden wir in den Berichten über Grabbes Eltern Züge, welche auf die Seltsamkeiten des Sohnes hinweisen? Leider sind die Aufzeichnungen der Biographen gerade in diesem Punkte allzu knapp, so dass man kaum mehr im stande ist, ein deutliches Bild zu rekonstruieren.

Ziegler und Duller berichten uns beide über die Eltern und zwar ziemlich übereinstimmend über den Vater, der als ein stiller, fleissiger und anstelliger Bürgersmann geschildert wird. Ziegler fügt dann noch hinzu, er sei einer der Menschen gewesen, welche freundlich mit allem zufrieden erscheinen und lächelnd alles Widerstrebende behandeln, aber bei aller Weichheit doch innerlich konsequent ihre Ziele verfolgen. Man sieht eigentlich nicht deutlich, was der sonst

[1]) Vgl. Kräpelin, Lehrbuch der Psychiatrie.

so klare Ziegler mit diesen Worten sagen will, aber es scheint beinahe, als ob er den Vater entschuldigen wolle. Und man kommt unwillkürlich auf den Gedanken, Grabbes Vater sei einer derjenigen Männer gewesen, die, mehr passive Naturen, das Regiment im Hause an die Frau abtreten. Dagegen laufen sich die Nachrichten über Grabbes Mutter vielfach entgegen, im ganzen aber sind sie ausführlicher — ein Zeichen, dass diese Persönlichkeit mehr im Vordergrunde stand. Man kann das schauerliche Bild, welches Duller von der Mutter entwirft, unmöglich gläubig hinnehmen. Wenn es auch nicht bekannt wäre, dass Duller im Sinne der Witwe des Dichters geschrieben, die der Mutter feindlich gesinnt war, die Worte selbst tragen den Stempel, wo nicht freier Erfindung, so doch ausmalender Phantasie an der Stirne. Duller sagt wörtlich: „An ihrer Brust begann sein Unglück. In jenem zarten Alter, da der Vater dem Kinde noch nichts sein kann, die Mutter ihm alles sein muss, fand er am Herzen der Mutter kein Weichtum, keinen Schutz, fand er darin fast sein Verderben. — Denkt euch eine weibliche Natur, in welcher jeder geistige Regung unter der starren schmutzigen Rinde des Sinnenlebens erstickt bleibt, in welcher die Wahrheit nie zum Durchbruche gelangt, in welcher — statt des Bewusstseins — nur der Instinkt, mit welcher — statt des Willens — nur dies oder jenes bizarre Verlangen, wie sinnliche Anregung eines gebar, schaltet und waltet, — eine solche bösartige, halbverrückte Natur, und — in eines solchen Wesens Schutz gegeben denkt euch ein Kind, das jeden Anblick, jedes Wort, jede Vorstellung wie Muttermilch einsaugt, dem die Mutter das lebendige Evangelium, dem die erste und letzte, die heiligste Liebe, die es noch nicht zu fassen und später nie zu erwidern und zu vergelten vermag, das Organ sein soll, durch welches es das ganze Geheimnis seines Lebens wie einen Traum übersieht, auf den es vielleicht erst auf dem Sterbebette sich wieder besinnt.“ Diesem Erguss in unendlichen Satzgefügen folgt dann die bekannte Erzählung von der Verabreichung geistiger Getränke in frühester Jugend. Duller bemerkt aber ausdrücklich dazu, dass Grabbe diese Thatsache selber von seiner Mutter berichtet habe: ein Um-

stand, auf den wir später noch des Genaueren zu sprechen kommen.

Richtiger und sachlicher lautet der Bericht von Ziegler, der jedenfalls die Frau Zuchtmeisterin aus näherer und längerer Anschauung kannte als Duller. Er schildert sie uns als eine hohe, respektable Bürgersfrau von stattlicher Gestalt und hellen Augen und hebt, fast wie im Gegensatze zu dem Manne, ihre Energie hervor, um dann gleich wieder einschränkend zu bemerken, dass ihr etwas Leidenschaftliches, Heftiges eigen war, weswegen sie manchmal auf Erfüllung wunderlicher Einbildungen, die sie sich in den Kopf gesetzt hatte, mit Beharrlichkeit bestehen konnte. Leider bewegen sich auch die Nachrichten Zieglers allzusehr in allgemeinen Ausdrücken, die höchstens andeuten, aber nicht erklären. Während aber Duller die Einwirkungen der mütterlichen Natur auf den Sohn nur auf Umgang und Erziehung zurückführt, geht Ziegler viel tiefer und konstatiert eine Vererbung. Er sagt: „Auch ist Grabbe allerdings ein guter Teil Barockheit und Starrsinn von seiner Mutter angeboren, wie er ihr andrerseits die weibliche Erregbarkeit und Beweglichkeit, die ihm beiwohnten, verdankt, wodurch sich zugleich wieder die Erfahrung bestätigt, dass das weibliche Element als Genius ausgezeichneter Männer, zumal der Dichter, wirkt, und dass diese den Müttern ähnlicher sehen als den Vätern.“ Dass Grabbe seine dichterische Begabung von der Mutter geerbt habe, ist eine Kombination Zieglers, die sich durch nichts rechtfertigen lässt. Wohl aber wird klar, dass er die krankhaften Züge seiner Natur von der Mutter überkommen hat. Ziegler gebraucht selber Ausdrücke wie Barockheit und Erregbarkeit, mit denen der Laie meistens das belegt, was ihm fremd und unerklärlich erscheint und in den meisten Fällen eben pathologischen Ursprungs ist. Grabbes ganzes Benehmen muss wenigstens in einzelnen Zügen dem der Mutter geähnelt haben; wir werden infolgedessen nicht fehlgehen, wenn wir bereits bei der Mutter eine psychopathische Minderwertigkeit annehmen, welche in erhöhtem Masse bei dem Sohne wiederkehrt, während die gesündere Natur des Vaters bei der Vererbung zurücktritt.

Es muss ferner noch auf den Umstand hingewiesen

werden, dass Grabbe erst nach achtjähriger Ehe geboren wurde und auch fernerhin einziges Kind blieb. Die Familie war bereits dem Ende ihrer Fortpflanzungsfähigkeit nahe. Von dem Leben der Eltern ist uns sonst nichts Bemerkenswertes erhalten: es war ein Bürgerleben, ruhig dahinfliessend in einer kleinen Stadt, fern vom Leben der grossen Welt, das nur dann und wann in Nachrichten von ihrem berühmten Sohne oder über denselben in die Stille ihres Daseins klang. Besondere Excesse, die auf das spätere Leben des Sohnes hindeuten könnten, scheinen nicht vorzuliegen. Unmöglich kann man dem Vater seinen regelmässigen Abendschoppen, von dem Ziegler berichtet, zum Vorwurf machen; und wenn es auch aus Verschiedenem hervorgeht, dass die Rumflasche eigentlich stets auf dem Tische des Grabbeschen Hauses stand, so erklärt sich das wohl aus der Sitte der Zeit und der Gegend.

Die Möglichkeit einer Vererbung scheint demnach gegeben. Betrachten wir nun zuerst die äussere Erscheinung des Dichters; denn eines der wichtigsten Merkmale, die für das Vorhandensein psychischer Anomalien sprechen, sind gewisse anatomische Verbildungen, und eine der auffallendsten ist das Missverhältnis zwischen den einzelnen Körperteilen, zwischen Schädel und Gesicht und den einzelnen Abschnitten derselben.

Obwohl die Bedeutung dieser Erscheinungen gewiss keinem von denen, die über Grabbe geschrieben haben, bekannt war, so haben doch alle diese Missverhältnisse bei der Schilderung der Persönlichkeit Grabbes als in die Augen fallend berichtet und sich des Längeren darüber verbreitet. Zur Bestätigung können noch die erhaltenen Bildnisse Grabbes herangezogen werden, unter denen die Zeichnung von Hildebrandt, welche jetzt durch eine Reproduktion in der „Deutschen Litteraturgeschichte“ von Robert König auch weiteren Kreisen zugänglich gemacht ist, das instruktiveste sein mag[1]). Man vergleiche hiezu die Worte von Scherr, die übrigens nur eine geschickte Zusammenstellung der Einzelheiten, die er im

[1]) Gestochen von Br. Stöber; auch bei Könneke publiziert.

Buche von Ziegler gefunden, sind: „Auf einem schmalen, schmächtigen Rumpf mit frauenzimmerlich abfallenden Schultern trug „unser Genie“ einen Prachtkopf, wenigstens was Schädelbildung und Stirnwölbung betraf. Wie aber der Kopf durch seine Mächtigkeit im schreienden Missverhältnisse zum schwächlichen Leibe stand, so war er auch sozusagen mit sich selber uneins. Auf der Zeusstirne thronten, in den grossen Augen blitzten edle Dämonen, aber um die knollige Rotnase und um den grobsinnlichen Mund her, dessen obere Lippe unschön über die untere herabhing, tummelten sich gemeine, und das stark zurückweichende, wie in dem ersten Entwicklungsansatz steckengebliebene Kinn bildete einen geradezu lächerlichen Kontrast zu der wundervoll entwickelten oberen Gesichtspartie.“

Noch eingehender spricht sich Immermann über diesen Punkt aus: „Nichts stimmte in diesem Körper zusammen. Fein und zart — Hände und Füsse von solcher Kleinheit, dass sie mir wie unentwickelt vorkamen — regte er sich in eckichten, rohen und ungeschlachten Bewegungen; die Arme wussten nicht, was die Hände thaten; Oberkörper und Füsse standen nicht selten im Widerstreite. Diese Kontraste erreichten in seinem Gesichte ihren Gipfel. Eine Stirn, hoch, oval gewölbt, wie ich sie nur in Shakespeares (freilich ganz unhistorischem) Bildnisse von ähnlicher Pracht gesehen habe, darunter geisterhaft weite Augenhöhlen und Augen von tiefer seelenvoller Bläue, eine zierlich gebildete Nase, bis dahin — das dumme fahle Haar, welches nur einzelne Stellen des Schädels spärlich bedeckte, abgerechnet — alles schön. Und von da hinunter alles hässlich, verworren, ungereimt! Ein schlaffer Mund, verdrossen über dem Kinne hängend, das Kinn kaum vom Halse sich lösend, der ganze untere Teil des Gesichtes überhaupt so scheu zurückkriechend, wie der obere sich frei und stolz hervorbaute.“

Wir sehen durch die Feststellung dieser Thatsachen die Wahrscheinlichkeit unserer Annahme wachsen, Sicherheit kann uns nur das Leben des Dichters im ganzen bieten.

Christian Dietrich Grabbe wurde am 11. Dezember 1801

als Sohn des Zuchtmeisters in Detmold auf dem dortigen Zuchthofe geboren.

Die umgebenden Verhältnisse waren durchaus darnach bestellt, dass sich das Kind frei und ohne Hindernisse entwickeln konnte. Die Eltern, wenn auch nicht gerade im Wohlstand lebend, konnten doch ihrem einzigen Sohne eine gründliche wissenschaftliche Bildung zu Teil werden lassen. Wie wir aus den hinterlassenen Briefen ersehen können, reichten die Mittel auch für die Anschaffung der wichtigsten Bücher, die nicht im engsten Sinne zum Studium gehörten, wohl aber für die allgemeine Bildung von Bedeutung waren. Und was die mangelnde Bildung des Elternpaares zur Erziehung nicht beitragen konnte, das ersetzten väterliche Freunde, die in Detmold, das trotz seiner Kleinheit verhältnismässig viele gebildete Leute als Beamte in seinen Mauern beherbergte, zahlreich genug waren. Auch die örtlichen Verhältnisse waren günstig. Die kleine Stadt liess das Kind aufwachsen in stetem Verkehr mit der Natur ohne hemmende Schranken, wie sie die Grossstadt der Kindheit in den Weg stellt; die Residenz und Garnison bot Abwechselung genug und bunte Bilder für das Auge. Gegenwart und Vergangenheit traten gleichmässig an ihn heran. Die weitere Umgebung musste seinen Sinn auf die Geschichte lenken; beschäftigte sich doch die ganze kleine Stadt mit der Frage, „wo Hermann den Varus schlug“. Und was reizt Gemüt und Phantasie mehr zum Nachdenken und Weiterspinnen als die stummen Zeugen früherer Grösse mit dem geheimen Zauber des Vergangenen, welche förmlich auffordern, die vergangene Welt in eigenen Träumen wiedererstehen zu lassen. Es ist interessant, dass Grabbes Phantasie, die sich überall herumgetummelt, erst dann zu seiner Heimat zurückkehrte, als seine Lebensuhr bereits zum letzten Schlage ausholte. Erst aus den Werken anderer Dichter musste ihm das Bild der eigenen Heimat entgegentreten. Man könnte meinen, „Die Hermannsschlacht“ hätte sein erstes Werk sein müssen — sie wurde sein letztes.

Die erste Jugendzeit verlebte der Knabe in der Wohnung seiner Eltern im Zuchthause. Dieser Umstand hat vielen

Biographen als der Schlüssel der ganzen Persönlichkeit gegolten. Bezeichnend für die unsachliche und unwissenschaftliche Auffassung solcher Dinge ist die darauf bezügliche Stelle in der Skizze von Ernst Willkomm: „Grabbes Wiege stand in einem Hause, das jeder freie Mensch gern flieht. Sein Schlummerlied war das eintönige Summen und Schwirren arbeitender Maschinen, die in Bewegung gesetzt wurden von gefesselten Händen. Kettengeklirr drang früher in sein Ohr als der Schmelz seiner hochdeutschen Muttersprache. Schwere Schlüssel klapperten eine unheimliche Musik. Thüren knarrten und rasselten, und des Voigtes rauhe Stimme entlockte der Brust des Kindes Seufzer und Röcheln. Das Verbrechen wandelte mit schwerem, kettenbelastetem Fusse über seinen Scheitel hin, es stöhnte bang unter der Diele, die seiner Spiele Schauplatz war. Grabbe wurde im Zuchthause zu Detmold geboren.“ — Man beachte den künstlichen Aufbau dieser Phrasen, der die Neugier des Lesers reizen soll und eine unheimliche Stimmung erzeugen, bis dann der Autor in dem lapidaren Schlusssatze das Entsetzliche enthüllt. Man könnte allen Biographen, die diese pessimistische Ansicht hegen, mit dem gleichen Rechte das Gegenteil antworten: Grabbe hätte Ordnung und Zucht in dieser Umgebung lernen müssen. Ziegler spricht sich sehr ruhig und nüchtern gegen alle derartigen übertriebenen Auffassungen aus, und er kannte jedenfalls die Detmolder Verhältnisse am besten und wusste, dass ihre Kleinheit diesen grandiosen Phantasien des Grässlichen jeden realen Boden entzog. Seiner Meinung, die Sträflinge wären dem Knaben nicht viel anderes gewesen wie die Kühe seines Vaters im Stalle, kann man im grossen und ganzen beipflichten. Wir finden nämlich gar keine Spuren dieser Kindheitseindrücke in Grabbes Dichtung. Nirgends hat er sich direkt mit der Schilderung eines ähnlichen Milieus befasst, niemals hat er sich in die Psychologie des Verbrechers versenkt; desgleichen hatte er für soziale Verhältnisse keinen Blick. Wie weit stehen die „grossen Verbrecher“, welche er schildert, wie Gothland und Don Juan, von der Vollstreckungsstätte irdischer Gerechtigkeit! Oskar Blumenthal geht in seinen Schlussfolgerungen allerdings so weit, dass er einzelne

Ausdrücke in Grabbes Erstlingswerk, wie „Galgen", „Rad", „Delinquent", „aufbrennen" und andere, auf seine Erziehung im Zuchthause zurückführt. Das ist jedoch eine immerhin sehr anfechtbare Methode wissenschaftlicher Forschung; denn nach diesem Grundsatze müsste man bei der Lektüre von Schillers „Räubern", einem Werke, aus dem eine eingehende Kenntnis der ausübenden Justiz und ihrer Werkzeuge spricht, zu eigentümlichen Vermutungen über Amt und Wohnsitz des ehrsamen Majors Schiller kommen.

Der Ursprung aller dieser Auffassungen müssen infolgedessen Grabbes eigene, entweder mündliche oder briefliche, Aeusserungen gewesen sein. Zweimal schreibt Grabbe an seinen Verleger über diesen Punkt. Das erstemal handelt es sich um eine Recension, die durch Bemerkungen über das Leben des Autors ausgeputzt werden soll[1]). Man merkt die Sucht nach Reklame sehr deutlich. Die andere Briefstelle spricht sogar von einem Romane, in dem Grabbe seine Jugendzeit darstellen will, um ihn dann dem Papste zu widmen[2]). Das macht ganz den Eindruck eines schlechten Witzes.

Immermann berichtet[3]): „Wie oft sagte er mir: Was soll aus einem Menschen werden, dessen erstes Gedächtnis das ist, einen alten Mörder in freier Luft spazieren geführt zu haben?" Er bezweifelt die buchstäbliche Wahrheit der Erzählung. Grabbes eigene Aeusserungen dürfen auch von uns nur mit der äussersten Vorsicht aufgenommen werden. Meistens haben sie die Tendenz, die Wirklichkeit zu entstellen. Gerade diese Bemerkungen fügen sich ungemein gut in das gesamte Bildnis ein. Hätte Grabbe wirklich unter seinen Jugendeindrücken zu leiden gehabt, wir hätten wahrscheinlich von ihm selber keine Nachricht darüber. Nicht in den umgebenden Verhältnissen, in ihm selber ist die Ursache seines Unglückes zu suchen.

Wie tritt uns nun der Knabe Grabbe in dieser Umgebung entgegen? Fast alle charakteristischen Merkmale, die oben angegeben worden, stellen sich bereits in seiner Jugend

[1]) Brief an Kettembeil vom 2. Dezember 1827 (Blumenthal, IV, 416).
[2]) Brief an Kettembeil vom 12. Juli 1827 (Bl. IV, 393).
[3]) Immermanns Werke, 19. Teil, Seite 33.

zu einem seltsamen Bilde zusammen. Die Einzelheiten berichtet uns Ziegler, auf den sich unsere Angaben hauptsächlich stützen. Er schildert uns Grabbe als ein kränkliches, schwaches Kind, das von vornherein eine ganz unerklärliche Scheu gegen alle fremden Menschen zur Schau trägt. Aengstlich zieht er sich von seinen Altersgenossen zurück und verbringt seine Zeit meistens zu Hause bei der Mutter, die ihn verzärtelte und auf alle seine Wünsche einging: ein Umstand, der entschieden nachteilig auf sein Gemütsleben eingewirkt hat. Dieses seltsame Verhalten dauert jahrelang an, ein Anruf auf der Strasse macht noch den Schüler erzittern, ja noch als beinahe erwachsener Mensch ist er weder durch Einladungen noch durch Bitten der Eltern zu bewegen, bei dem Archivrate Klostermeier, der ihn liebte und förderte, einen Besuch zu machen[1]). Namentlich die grösseren Spiele der Jugend, wobei es auf Ordnung und Unterordnung ankommt, scheinen ihm verhasst gewesen zu sein. Während die anderen Knaben in hellen Haufen zum Soldatenspiel hinausziehen, steht er seitab, und — das ist das Bezeichnende — während er seine Einsamkeit wohl fühlt, setzt sich sein Bedauern darüber in hämischen Spott um, und mit altklugen Worten geisselt er das kindliche Spiel seiner Altersgenossen, denen er sich doch gerne angeschlossen hätte. Grabbes Sucht, das eigentliche Gefühl zu verheimlichen und grösser zu erscheinen, als er in der That ist, tritt uns hier zum erstenmale entgegen. Das ist jedoch nicht, wie Ziegler meint, der Ausdruck eines selbständigen, überlegenen Geistes.

Derselbe Biograph hat uns noch zwei Einzelzüge berichtet, welche ausserordentlich wichtig sind. Grabbe ass nämlich die unreifen Zwetschgen mit grosser Vorliebe. Denselben Hang findet man zwar bei allen Kindern, die die Zeit der Reife nicht erwarten können. Für den Knaben Grabbe jedoch verloren die reifen Früchte den Reiz, er überliess sie willig seinen Gespielen: das ist das Auffallende. Es zeigt sich hier eine Geschmacksperversität. Solche und ähnliche Züge gehören zu den häufigsten Verschrobenheiten bei den „Minderwertigen".

[1]) Vgl. hiezu Dullers Biographie, Seite 12.

Von besonderem Interesse ist ferner folgende Erzählung Zieglers: „Er hatte nämlich die Liebhaberei mit Vietsbohnen zu spielen, die er auf den ganzen Fussboden seiner Wohnstube ausgebreitet hatte und dirigierte, während er bei ihnen auf der Erde lag. Dabei sah er gar nicht gern, wenn jemand auf ihn zukam und ihn dabei antraf, auch war er sehr geheimnisvoll damit, was das Spiel für eine Bedeutung habe. Wenn ihm jemand unverhofft auf die Stube trat, wurde er sichtbar ängstlich und rief dem Eintretenden entgegen: „Um Himmelswillen, meine Bohnen! Bleib mir zwischen meinen Bohnen weg.“ Und dann sprang er lachend umher, halb noch in sein Bohnenspiel vertieft: „Sieh mal den Dickkopf, das ist ein Teufel! Aber hier mein Napoleon, ein Schwerenotskerl! Fass mir meinen Napoleon nicht an, um Himmelswillen, ich kanns nicht leiden. Na, es ist schon gut. Ha, ha, ha!“ — —

Wie lebhaft und anschaulich hat uns der Biograph diese Scene erzählt. Ebenso seltsam wie das ganze Spiel ist Grabbes Reaktion bei jeder Störung. Als sein Jugendfreund Petri ihn einmal lächerlich zu machen sucht und eine von den Bohnen aus dem Fenster wirft, ringt er mit ihm und bricht schliesslich für eine geraume Zeit den Verkehr mit ihm ab. Wir sehen deutlich, dass es sich hier nicht um eine Zufälligkeit handelt, die der Biograph aufgegriffen, sondern eine andauernde, festgewurzelte Seltsamkeit seines Geistes. Ausserdem wiederholen sich diese Aeusserungen seiner krankhaften Natur in anderer Form auch in seinem späteren Leben.

Besonders wichtig für die Beurteilung von Grabbes Persönlichkeit sind die Nachrichten, welche uns über die letzten Jahre der Detmolder Gymnasialzeit Aufschluss geben. Der Hang zur Einsamkeit scheint infolge der durch die Schule gebotenen Gemeinschaft mit Altersgenossen fürs erste wenigstens überwunden. Sein Biograph schildert den Schüler Grabbe meist in lebhaftem Verkehr und zahlreicher Gesellschaft. Ja selbst der Zuchthof wird der Schauplatz fröhlicher Spiele. Er kann daher unmöglich einen so grausigen und abstossenden Eindruck auf die Jugend gemacht haben. Der Umgang Grabbes mit seinen Genossen selber aber ist wiederum ganz seltsam. Grabbe geht keineswegs in die Gesellschaft

auf, er beherrscht sie aber auch nicht, wie sonst begabte Knaben zu thun pflegen, sondern er gruppiert sie um sich und benützt sie als Zuschauer, um sich vor ihnen zu produzieren. Dabei entwickelt er nun einen mehr blendenden als wärmenden Witz, seine beissende Satire verschont niemand, die gesuchtesten Bilder, die barocksten Ideenverknüpfungen kommen aus seinem Munde: alle seine Aeusserungen sind auf ein Publikum berechnet.

In der Schule selbst wird er uns als fleissig und intelligent geschildert. Seine Lehrer rechneten ihn zu den besten Zöglingen der Anstalt, obwohl seine Neigungen strengen humanistischen Ansprüchen keineswegs entgegenkamen. Ueberhaupt verhält er sich ablehnend allen Disciplinen gegenüber, die besondere Anforderung an das scharfe, logische Denken stellen, während er alle Fächer, welche die Phantasie beschäftigen, bevorzugt. So kommt es, dass auch die alten Sprachen für ihn nicht wie für so viele Poeten das Lieblingsstudium werden. Sein Sinn ist mehr auf Geschichte und Geographie gerichtet. Diese Vorliebe verführt ihn zu einem wahllosen, unmässigen Bücherlesen. Da die Zeit des Tages nicht ausreicht, nimmt er die Nacht zu Hilfe, und um sich wach zu halten, gebraucht er schon in so frühem Alter das nervenschädliche Mittel, Kaffee. Auf die deutschen Aufsätze verwendet er besondere Aufmerksamkeit; infolgedessen werden sie zwar nicht besonders gut durchdacht, aber von ungemeiner Ausdehnung. Dem eigentlichen Thema schiebt er einen ganz eigenen Sinn unter, alles hat eine besondere, geheime Beziehung, ja er liebt es sogar, mitten im Satze abzubrechen, Stadtneuigkeiten in die Abhandlung einzuflechten oder auch wohl plötzlich einen Mitschüler anzureden. Regellosigkeit in Wort und Arbeit, gepaart mit der nie zu zähmenden Sucht, Aufsehen zu erregen: das sind für einen Gymnasiasten immerhin bedenkliche Züge. Ziegler hat uns ausserdem noch eine Anekdote aus dem Schülerleben überliefert, die deutlich zeigt, wie Grabbe von Jugend auf bemüht war, etwas anderes zu scheinen, als er in der That ist. Ich citiere wörtlich: „Man erzählt ferner, eines Tages ist er mit dem Cäsar beschäftigt, um sich auf die morgende Stunde zu prä-

parieren, hat das lateinische Lexikon neben sich liegen und schlägt eifrig die Wörter nach, die ihm noch fehlen. Da bemerkt er, dass ein Mitschüler von ihm über den Gang kommt und in das Fenster seiner Stube hineinsieht, schnell wirft er Lexikon und Cäsar weg, und, als sein Mitschüler hereintritt, sitzt er hinter einem alten Romane und reckelt sich auf dem Stuhle, gleich als ob er glauben machen wolle, dass er sich mit nichts Ernsthaftem beschäftige und alle Schwierigkeiten vermöge seines angeborenen Genies überwinde."

Immermehr bemächtigt sich der ganzen Persönlichkeit eine allgemeine Nervosität. Der Stimmungswechsel ist ein ungemein häufiger, und die widersprechendsten Affekte jagen einander, ohne dass selbst der liebevolle und aufmerksame Beobachter einen zureichenden Grund dafür in der Aussenwelt zu finden vermag. Bald ist er niedergeschlagen, bald überglücklich; bald selbständig und verschlossen, bald hilflos und leichtgläubig; heute versöhnlich und anschliessend, morgen hochfahrend und anmassend. Sein ganzes Leben wird von einer stetig zunehmenden Unruhe beherrscht.

In die letzten Schuljahre fällt auch bereits der Anfang von Grabbes alkoholischen Excessen. Es war, wie uns sein Biograph berichtet, in den höheren Gymnasialklassen überhaupt ein flottes Leben eingerissen. Grabbe ist thätiges Mitglied der Kneipgelage, aber wiederum ist er nicht eigentlich mit ganzer Seele dabei, sondern er benützt auch hier seine Kumpane nur, um sich vor ihnen zu produzieren. Er setzt seinen Ehrgeiz daran, alle Altersgenossen im Trinken zu beschämen; und als einmal eine lustige Gesellschaft von einem Lehrer in einer Konditorei betroffen wird, stellt sich Grabbe sofort in den Vordergrund, bestellt sechs Schnäpse auf einmal und stürzt sie alle vor den Augen des Lehrers hinunter.

Dass derartige Extravaganzen seiner Gesundheit schädlich sein mussten, liegt auf der Hand. Im übrigen sind Züge, wie sie soeben geschildert, auch der normalen Pubertät eigen; pathologisch werden sie meistens erst, wenn sie in das Mannesalter hinübergenommen werden, und das ist bei Grabbe der Fall.

Lebendig illustriert wird Grabbes Jugendleben noch durch

die wenigen Briefe, die uns aus seiner Schulzeit erhalten sind. Auch aus den Briefen tritt uns unmittelbar etwas Unnaives, Unkindliches, Gemachtes und Gespreiztes entgegen. Man glaubt den Beteuerungen, die darin vorkommen, nicht, weil sie in zusammengesuchten Worten und Verbindungen altklug und geziert vorgebracht werden. Es handelt sich in den drei Briefen, welche die Blumenthalsche Ausgabe enthält, um die Erlangung von Büchern: im ersten bittet der Knabe um Zimmermanns Taschenbuch der Reisen, im zweiten handelt es sich um die nachträgliche Einholung der Erlaubnis zum Ankauf von Schlegels Shakespeare-Uebersetzung, im dritten um ein Schulbuch und die ersten Bände der Voss'schen Uebersetzung desselben Dichters. Gleich der erste Brief beginnt mit der abgegriffenen Redensart: „Schnell ergreife ich die Feder . . . ". Dann rückt er damit heraus: „Ich habe einen heftigsten Wunsch . . ."; sofort korrigiert er sich aber ganz ciceronianisch: „Wunsch sage ich? Die heftigste Begierde, die grösste Leidenschaft nach einem Buche." — Noch aber wird der Gegenstand dieses Wunsches nicht enthüllt, sondern der Schreiber beginnt erst eine eingehende Schilderung seines unglücklichen Zustandes, in den ihn die Sehnsucht nach diesem fraglichen Gegenstande versetzt hat. Darin kommen nun seltsame Wendungen vor wie: „Daher war jener Trübsinn, dem ich ganz nachhing, wo ich überall stand und in mich selbst versunken war. Ihr wolltet ihn vertreiben, aber ich hange ihm jetzt noch in einsamen Stunden nach . . ." Später heisst es: „Habe ich mich entfernt, so umhüllen wieder finstre Wolken meine sonst jugendlich freie Stirn." Dann beachte man die altertümliche, nach der Bibel schmeckende Phrase: „Darum murrte ich, wenn ich ein neu Kleid bekam" u. s. w. Man merkt sofort, dass es sich hier nur um einen erkünstelten, unwahren Erguss handelt, dem jede Spur wahrer Empfindung fehlt. Der ganze Brief ist künstlich aufgebaut: erst am Schlusse rückt der Briefsteller mit der eigentlichen Bitte heraus. Das Gleiche wiederholt sich in den anderen Briefen.

Fassen wir das Angeführte noch einmal kurz zusammen: Grabbes Jugendleben zeigt uns eine schwächliche, seltsame,

verschlossene Natur, die sich anfangs im Gefühl ihres Unvermögens von den gleichaltrigen Genossen vollkommen absondert und auch späterhin ihr eigenes Leben lebt. Diese Isolierung wird genährt durch das lebhafte Bewusstsein des eigenen Wertes, das ihn zu allerlei Seltsamkeiten verleitet, und ihn auf seine Mitmenschen verächtlich herablicken lässt. Vereinzelt tauchen Züge von Perversität auf, und in der letzten Zeit zeigt sich eine ausgesprochene Neigung zum Trinken. Dieser Zug bildet sich in Grabbes Studentenzeit weiter aus und führt schliesslich den Ruin der ganzen Persönlichkeit herbei.

Um die Osterzeit des Jahres 1820 fuhr Grabbe nach Leipzig, um sich dem Studium der Rechte zu widmen.

Damit war er der Aufsicht der Eltern und Freunde entrückt. An die Stelle der engen Residenz trat das Kleinparis mit allen seinen Reizen. Er war frei und unbeobachtet und lernte gar bald seine Freiheit fühlen. Auch jetzt tauchen dieselben Züge auf, wie in seiner Knabenzeit, aber infolge der Freiheit grotesker und bizarrer, infolge des reiferen Alters auffallender und in ihren Konsequenzen einschneidender. Wieder tritt uns bei dem werdenden Dichter der Hang zur Einsamkeit entgegen und das Unvermögen, sich als ein gewöhnliches Glied in einen grösseren Zusammenhang einzureihen. Wie er als Knabe den Spielen von ferne zusieht, so kann es der Student nicht über sich gewinnen, einer studentischen Verbindung beizutreten, obwohl gerade die damals in Flor stehende Burschenschaft seinen eigenen Anschauungen von Deutschlands Macht und Grösse lebhaft entgegenkommen musste und ausserdem seinem stets auf die Geschichte gerichteten Geiste reichlich Nahrung gewähren konnte. Auch scheint Grabbe sich den Gewohnheiten der Burschenschaft wenigstens äusserlich genähert zu haben, denn sein Biograph erzählt uns, dass er sich „altdeutsch trug“; in direkte Berührung ist er nie mit ihr getreten, und der Dichter der „Hohenstaufen“, die gewissermassen den dramatischen Höhepunkt der patriotisch-historischen Strömungen jener Zeit bilden, hat nie selbst thätig Teil an der Bewegung genommen: das ist ebenfalls ein charakteristischer Zug.

Immerhin scheint Grabbe, im Anfange wenigstens, seinen Studien ziemlich fleissig obgelegen zu haben; denn, wie er selbst in einem Briefe an seinen Verleger Kettembeil schreibt, hat er in seinen ersten Semestern den bedeutendsten Teil seines juristischen Wissens erworben, das ihn später nach manchen Irrfahrten in den Stand setzte, die Lippesche Staatsprüfung mit einigen Ehren zu bestehen. Aber lange dauert weder Fleiss noch Interesse an. Ausdauer ist überhaupt seine Sache nicht. Nach verhältnismässig kurzer Zeit lässt er sein Studium vollständig liegen und verbringt, wiederum allein, seine Zeit in den Wirtshäusern oder wandelt einsam auf den Strassen auf und ab in stetem Selbstgespräch, das er mit lebhaften Gestikulationen begleitet: schon als Student eine auffallende Erscheinung.

Die Sucht des Knaben, sich zu zeigen und zu produzieren, finden wir bei dem Studenten wieder. Statt sich Bekannten aus der Heimat, die zufällig durch Leipzig kommen, von der vorteilhaftesten Seite zu zeigen, führt er sie mit Absicht in die Weinhäuser und lässt sie einen Blick in den Sumpf seines Lebens thun, um sich dann an ihrem spiessbürgerlichen Entsetzen zu freuen. Ein Verfahren, das übrigens seinem Leumund in der Vaterstadt sehr schadete. In verschiedenen Briefen tritt er nun wiederum seinerseits derartigen Gerüchten entgegen und sucht seinen Eltern die Besorgnis auszureden. Sonst nimmt er in seinem ganzen Leben auf seine Eltern wenig Rücksicht — das eigene Ich steht allein im Mittelpunkte seines Denkens —, und mehrere Briefe zeigen uns, wie wenig nobel der Sohn seinen Eltern die Spargroschen aus der Tasche zu locken weiss. Die erste Zeit seines Studiums ist überhaupt die Wende in seinem Leben. Von jetzt an verfällt er immer mehr dem Alkoholteufel, sein ganzes Leben und Treiben ist von nun an mit unter diesem Gesichtspunkte zu betrachten.

Deutlich sieht man den Umschlag an dem Stil der Briefe, die er an seine Eltern richtete. Man merkt sofort, dass ein neuer Faktor hinzugetreten ist. An die Stelle des geschraubten, unkindlichen Tones von früher ist die zügelloseste Freiheit, an die Stelle des künstlichen Aufbaus die momentane,

zusammenhangslose Eingebung getreten. Von einer Disposition ist keine Rede mehr; man merkt vielmehr auf jeder Zeile, dass der Verfasser beim Schreiben eines Satzes noch nicht im geringsten an den folgenden denkt. Nur wenn er um irgend etwas bittet oder gerade ein vorgeschriebenes Thema behandelt, zwingt er sich zu logischen Verbindungen der einzelnen Teile; sonst ist alles ohne Unterschied neben einander gestellt in ganz kurzen, abgehackten Sätzen. So erwähnt er z. B. seinen Lehrer Krug, spricht sodann vom Zahnweh, um gleich darnach auf das Aufschlagen der Messbuden zu kommen: alles in fünf Zeilen. In demselben Briefe heisst es weiter unten wörtlich: „Man hört viel von Mordthaten. — Drei Häuser haben wiederum aufgehört zu zahlen. Die ehemalige Begeisterung legt sich. — Man sagt, dass der König von England Leipzig berühren werde. — Meine Stiefel zerreissen ungeheuer, aber meine Hosen halten wie Eisen. Morgen schliessen alle Professoren.“ Aehnlich ist der Ton in den anderen Briefen: von seinem eigenen Ferienaufenthalte geht er zum Schweinehandel der Eltern über, vom russischen Kaiser auf die Selbstmorde in der Universitätsstadt: alles ohne jeden Zusammenhang. Nur wenn er von seinem Drama und seinen Erfolgen berichtet, wird er weitschweifiger und eingehender: man kann die Briefe nicht ohne Kopfschütteln lesen.

Sein Erstlingswerk, die Tragödie „Der Herzog von Gothland“, hatte er bereits in Detmold während der letzten Schuljahre begonnen. Als sein Interesse an der gewählten Wissenschaft schwand, scheint er das Stück wieder hervorgeholt und nach verhältnismässig kurzer Zeit wenigstens zu einem vorläufigen Abschlusse gebracht zu haben. Jedenfalls verschaffte er sich durch die Vorlesung einzelner wilder Scenen, die in jener weichlichen Zeit ungeheures Aufsehen erregten, den Eintritt in die litterarischen Kreise Leipzigs, wo sich, wie Ziegler berichtet, sein Leben den Sitten der feineren Gesellschaft einigermassen anpasste. Wiederum sehen wir, dass Grabbe erst dann sich zur Geselligkeit herbeilässt, wenn er der Mittelpunkt ist und die übrigen ihn anstaunen und bewundern.

Durch die erneute Beschäftigung mit seinem Trauerspiele angeregt, kam Grabbe auf die für ihn wenigstens sonderbare Idee, Schauspieler zu werden, und suchte diesen Gedanken auch sofort zu verwirklichen, indem er einflussreiche Männer um ihre Verwendung bat. Auch in diesem Schritte ist ein Ausfluss der krankhaften Natur Grabbes zu sehen. Nach allem, was uns überliefert worden, brachte Grabbe zum Schauspielerberufe nichts als den guten Willen mit; er besass weder die Gestalt noch das Organ für die Bühne. Aber alle hemmenden Umstände übersieht er, sie existieren für ihn nicht, ganz unmerklich verschiebt sich ihm die Grenze zwischen Wirklichkeit und Phantasie, und er, der als Dichter so viele Personen hat reden lassen, will nun selber als Schauspieler den Versuch machen. An und für sich betrachtet hat ein derartiger Irrtum in den Fähigkeiten vielleicht nichts Anomales und wird wohl vielfach in dem Leben gesunder, namentlich von brennendem Ehrgeiz erfüllter Menschen vorkommen — auffallend ist es, dass dieser Gedanke mit denselben Motiven sich bei Grabbe nicht einmal findet, sondern sich im späteren Leben wiederholt, und zwar um vieles grotesker und sonderbarer, so dass man den eigentlichen Charakter dieser Schwärmereien sofort klar erkennt. Davon wird später die Rede sein, wenn wir die Detmolder Amtsthätigkeit Grabbes einer Prüfung unterziehen.

Aus dem Plane wurde nichts, und vielleicht mit aus diesem Grunde verliess Grabbe im Frühling 1822 Leipzig und siedelte an die Berliner Universität über. In Berlin wurde er bald mit den dortigen Vertretern der Litteratur, den letzten Ausläufern der Romantik, bekannt, die ihn mit offenen Armen empfingen. Er wurde ein eifriges Mitglied ihrer Tafelrunde, die seine spöttischen Witze, seine barocken Gedankensprünge, sein ganzes seltsames Wesen gemäss dem allgemeinen Geniekultus jener Tage mit lautem Jubel aufnahm. Hierdurch zu neuem Schaffen angeregt, vollendete er am 11. Juni 1822 seine grosse Tragödie. Das Aufsehen, welches dies Jugendwerk bei allen Bekannten erregte, scheint immerhin sehr bedeutend gewesen zu sein, wenn es auch nicht angebracht ist, allen Nachrichten über die enthusiastische Aufnahme, die

wir in den Briefen Grabbes an seine Eltern finden, aufs Wort zu glauben. Auch hier ist die Absicht, den Erfolg grösser zu machen, als er in Wirklichkeit war, unschwer zu erkennen. Grabbe gibt übrigens selber in einem späteren Briefe an Tieck[1]) unumwunden zu, dass er seine Eltern oft mit leeren Hoffnungen getäuscht habe. Jedenfalls war der Dichter selbst in hohem Grade von dem gespendeten Lobe erfüllt, denn nun wirft er sich mit ganzer Kraft auf die dichterische Produktion. In unglaublich kurzer Zeit entstehen „Scherz, Satire, Ironie und tiefere Bedeutung", „Nannette und Marie" und das Fragment „Marius und Sulla". „Aschenbrödel" und „Der Cid" werden begonnen. Dann reisst die Produktion auf einmal wieder ab. Das ist nach zwei Seiten hin beachtenswert. Erstens zeigt es uns deutlich, dass der Beifall, den man dem „Gothland" entgegenbrachte, wenigstens kein nachhaltiger gewesen ist. Denn sonst hätte sich in jener bücherliebenden Zeit gewiss ein Verleger gefunden, und Grabbes Jugendwerke wären schon damals in die Oeffentlichkeit getreten.

Zweitens aber ist dieser Umstand bezeichnend für die Grabbesche Produktionsweise überhaupt, welche von der gewöhnlichen stark abweicht: heute ist der Dichter voll von Plänen und Hoffnungen, morgen mutlos und apathisch, heute in fieberhafter Thätigkeit, morgen vollkommen teilnahmslos. Ueberhaupt ist in seiner Art zu schaffen der Mangel an Ebenmass und Konsequenz klar ausgedrückt. Es bedarf stets eines anregenden äusseren Momentes, um seine Phantasie in Bewegung zu setzen, die dann sofort wieder versiegt, wenn die glückliche Stimmung nachlässt. In dieser Hinsicht entsprechen die Abschnitte seiner Dichtung denen seines Lebens: ein Wendepunkt in diesem bringt einen neuen Aufschwung der Dichtung mit sich, aber nicht in der Weise, dass er derselben neue Stoffe, neue Probleme zuführte, sondern nur insofern, dass die kranke Natur Grabbes eines Anstosses bedurfte, um sich aus der stumpfen Lethargie aufzuraffen und in Thätigkeit zu treten.

An dieser Stelle ist ein Gerücht zu erwähnen, das bereits

---

[1]) Bl. IV, 367.

zu Lebzeiten des Dichters auftauchte. Duller berichtet nämlich gleich auf der ersten Seite seines Buches: „Das Gerücht, Grabbe sei der natürliche Sohn eines heldenmütig früh gefallenen deutschen Fürsten gewesen, ist völlig grundlos.“ Dass mit diesem Fürsten nur der bei Saalfeld gefallene preussische Prinz Louis Ferdinand gemeint sein kann, liegt auf der Hand. Schwieriger aber ist die Frage zu beantworten, wie jenes Gerücht, das jeder realen Basis entbehrt, entstehen konnte. Da glaube ich nun, Grabbe selber hiefür verantwortlich machen zu müssen, eine Vermutung, welche durch eine Aeusserung Immermanns, die unmöglich anders gedeutet werden kann, bestätigt wird. Immermann erzählt von Grabbe: „Seine Wiege in den ihr nach seiner Meinung gebührenden Glanz zu rücken, griff er zu den sonderbarsten Erfindungen, die nichts verschonten, auch das Nächste nicht.“ Ausserdem passt eine derartige Aeusserung seiner pathologischen Natur vollkommen zu den übrigen Symptomen. Aus allen seinen Schritten ist die Sucht, die eigene Persönlichkeit ungebührlich auf ein möglichst hohes Piedestal zu stellen, klar ersichtlich. Es ist daher natürlich, dass er seine niedere Herkunft drückend empfand. Er wollte aus seinen engen Verhältnissen heraustreten: das spricht aus seinem ganzen Gebahren, das spricht aus seinen Briefen, in denen er sich selber am lautesten als Genie ausposaunt und hinzufügt, wie ihn seine Begabung bereits in der Achtung seiner Mitmenschen gehoben, bei welcher Gelegenheit er ebenfalls ausdrücklich die Bekanntschaft einiger Herren von Adel erwähnt. Nirgends aber als in Berlin konnte seine Phantasie gerade auf den preussischen Prinzen verfallen. Er traf ja dort noch die letzten Reste jenes schöngeistigen Kreises an, dessen Mittelpunkt der geniale Prinz war. Noch zu seiner Zeit bildeten seine Liebesabenteuer wie sein heldenhafter Tod den Gesprächsstoff einer Gesellschaft, die an der Vergangenheit zehrte. Dass es aber Grabbe überhaupt über sich gewinnen konnte, eine derartige Erfindung — sei es nun schon in Berlin oder erst später — in die Welt zu setzen, die der eigenen Mutter zu nahe trat, zeigt deutlich, dass wir an sein Verhalten nicht den gewöhnlichen Massstab der Moral legen dürfen.

Noch einmal taucht während des Berliner Aufenthalts in Grabbes Hirn der Plan auf, Schauspieler zu werden, und findet seinen Ausdruck in dem bekannten Briefe an den damaligen Kronprinzen von Preussen, den nachmaligen König Friedrich Wilhelm IV. Der ganze Brief macht den Eindruck, als sei er im Rausche geschrieben. Wiederum spricht ein eitles, wohlgefälliges Wesen aus den Zeilen. Die Stelle, wo Grabbe schreibt, ihm habe wegen Geldmangels anstatt einer Feder nur ein Spahn zur Verfügung gestanden, hat schon früher Aufsehen erregt. Der Erfolg war derselbe wie in Leipzig. Der Brief blieb unbeantwortet. Trotzdem versuchte Grabbe seinen Willen durchzusetzen und wandte sich, da die Zeit seines Studiums mittlerweile abgelaufen war, nach verschiedenen Städten, um bei irgend einem Theater ein Unterkommen zu suchen. Wir finden ihn in Leipzig, in Kassel, schliesslich in Dresden. Hier unterhielt er lebhaften Verkehr mit Tieck, was den Aufenthalt zu der angenehmsten Zeit seines Lebens machte. Trotzdem kam es zu keiner Anstellung. Auch das Verhältnis zu Tieck löste sich bald; aus welchen Gründen die Entfremdung entstand, ist uns nicht überliefert. Grabbes Freundschaften dauern aber überhaupt nie lange: fast immer folgt auf den anfänglichen Enthusiasmus eine entschiedene Reaktion. Auch hierfür sind die Gründe nicht ganz klar ersichtlich. Doch macht es den Eindruck, als ob Grabbe meistens seine Freunde zu sehr in Anspruch nimmt und zu viel von ihnen verlangt. Sobald aber jene dies zu erkennen geben, ist der Bruch fertig.

Im Juli 1823 ging er wiederum nach Leipzig — das Reisegeld wurde durch den Verkauf des Stückes „Nannette und Marie“ gewonnen —; von dort an scheint jedoch seine Reise mehr den verschiedenen Wirtshäusern gegolten zu haben. Seine letzte Station war Hannover. Dann „schlich er sich nachts 11 Uhr in das verwünschte Detmold ein“. Seine Eltern, „denen er das ganze Vermögen weggesogen“, empfingen ihn mit Freudenthränen, die er, um nicht ebenfalls in Thränen auszubrechen, mit Grobheiten erwiderte: ein echt Grabbescher Zug. Sein Anzug war zerrissen, seine ganze Erscheinung machte den Eindruck des Heruntergе-

kommenen: so zog der Dichter wieder in seine Vaterstadt ein.

Nach den Jahren des Universitätsstudiums, das mit so grossen Hoffnungen begonnen, mit einem kläglichen Fiasko geendigt, folgt nun eine Epoche des Aufschwungs. Zwar kann sich Grabbe von dem Laster des Trunkes nicht mehr frei machen, die krankhaften Aeusserungen seines Gemütslebens verschwinden ebensowenig; aber er beginnt wenigstens wieder zu arbeiten. Sein Ehrgeiz wird durch die Erlangung einer Anstellung im Leben, durch die Drucklegung seiner Jugendwerke befriedigt. Eine neue Epoche dichterischen Schaffens hebt an.

Nach vier Monaten wüster Wirtschaft, wie Grabbe in einem Briefe an Kettembeil[1]) schreibt, nachdem er sich etwas erholt hatte, wie Ziegler berichtet, meldete er sich zum juristischen Examen und bestand dasselbe 1824. Er begann seine juristische Carriere, wie es in dem damaligen Lippe üblich war, mit der Advokatur. Im Jahre 1826 wurde er, nachdem seine Bemühungen, eine Stelle als Archivar zu erlangen, misslungen waren, dem Auditeur des Lippeschen Militärs, das nur in einem Bataillon bestand, als Substitut beigegeben. Als dieser im Jahre 1827 starb, wurde Grabbe sein Nachfolger.

Den vorliegenden Abschnitt aus Grabbes Leben schildert Ziegler aus eigener Anschauung. Um so mehr muss es auffallen, dass die Berichte über den ersten Teil des Detmolder Aufenthalts, die Zeit seiner Advokatur, sehr spärlich sind. Eine tiefe Depression bemächtigte sich der ganzen Persönlichkeit. Wiederum zieht er sich von allem Verkehr zurück, seine einzige Gesellschaft bilden einige Gymnasiasten. Der Briefwechsel mit den Universitätsfreunden schläft ein: Grabbe beantwortet kein Schreiben. Wir hören aus seinem Munde nur den wegwerfendsten Spott über seine Berliner Genossen. Jegliche Produktion hört auf. Stumpfes Hinbrüten folgt den begeisterten Jugendstürmen.

Erst seine Anstellung im Staatsdienste und das Angebot

[1]) Bl. IV, 375.

seines Freundes Kettembeil, des Inhabers der Hermannschen Buchhandlung in Frankfurt a. M., seine Jugendwerke in Verlag zu nehmen, rüttelten ihn aus dieser Lethargie auf.

Mit Feuereifer wirft er sich nun wieder auf die Produktion. In unglaublich kurzer Zeit entsteht jetzt die ganze Reihe der Dramen „Don Juan und Faust", „Barbarossa", „Heinrich VI.", „Napoleon". Er arbeitet fieberhaft, ein Stück jagt das andere — bis im Jahre 1830 wieder eine längere Pause eintritt.

Sobald aber seine Persönlichkeit überhaupt sich wieder regt, zeigen sich auch die expansiven Züge seiner Natur. Jetzt wird er der Mittelpunkt eines Kreises, wo er seinen Geist leuchten lassen kann. Sein Gespräch besteht fast nur in den beissendsten Sarkasmen, seine Phantasie ergeht sich in den unglaublichsten Sprüngen. So fragt er einmal einen Hauptmann, ob der liebe Gott auch Gamaschen anhabe. Eine andere Frage dreht sich um die Legitimität Gottes und dessen Ahnen. Niemals bleibt er im Gespräche bei einem Thema, keine seiner Stimmungen hat die Kraft in sich, eine Zeitlang zu dauern und dann allmählich abzuklingen: alle schlagen momentan in das Gegenteil um. Jetzt zeigen sich auch bereits ausgesprochene Grössenideen. Das geht aus der Erzählung Zieglers hervor, Grabbe habe auf einer Landkarte gelegen und dem Eintretenden zugerufen: „So habe ich die Welt unter mir." Auch diese Züge wiederholen sich später. Sein Biograph stellt ihm für diese Zeit selber das Zeugnis aus, er sei „höchst veränderlich, quecksilbern und wunderlich, so locker und lose gewesen, dass er leicht alle Rücksichten übersah und wider seinen Willen Verstösse machte".

Weder seine lebhafte Produktion, noch seine Amtsthätigkeit hinderten übrigens Grabbe daran, sein früheres lüderliches Leben fortzusetzen. Der Alkohol ist ihm bereits das unentbehrlichste Lebensbedürfnis geworden. Sein erstes Getränk des Morgens ist Rum. Die Flasche ist beständig in seiner Nähe. Dagegen vermeidet er die Wirtshäuser. Er versammelt lieber eine Gesellschaft junger Leute in seiner Wohnung um sich, wo es bei den bekannten „Rum- oder Gloria-Thees" hoch hergeht.

So beschaffene Naturen zeigen ihre Seltsamkeiten am

klarsten, wenn es sich um unmittelbare, manifeste Gefühlsäusserungen handelt. Sie sind wie geschaffen zu unglücklicher wie zu thörichter Liebe. Auch Grabbes krankhafte Züge zeigen sich in seinen verschiedenen Liebesaffairen, wenn man bei ihm überhaupt von Liebe sprechen darf, am deutlichsten. Der oft erwähnte Mangel an Ebenmass tritt uns aus seinem ganzen Verhalten bei seiner ersten Werbung um die Tochter seines Gönners, Lucie Klostermeier, entgegen. Obwohl anfänglich zurückgewiesen, versucht er immer wieder mit auffallender Hartnäckigkeit das Jawort zu erlangen. Er setzt alle Hebel in Bewegung; eines Tages erscheint er sogar mit Pistolen in der Wohnung seiner Erwählten, um sie zur Einwilligung zu zwingen. Ein andermal versucht er plötzlich, nachdem er sie mit Schmeicheleien überhäuft, sie am Halse zu packen, so dass jene schon das Schlimmste befürchtet — einen Augenblick später löst sich diese Aufregung in Weinerlichkeit auf, und er bittet unter Thränen nicht mehr um Erhörung, sondern nur noch um Mitleid und Achtung. Nach einer anderen Scene, welche trotz der wildesten Bestürmungen seinerseits wiederum resultatlos verlaufen, verlässt er mit den heftigsten Drohungen, er werde sich das Leben nehmen, das Haus. Man eilt ihm nach, und die bestürzte Spröde muss nun zusehen, wie derselbe Grabbe vor dem gegenüberliegenden Gasthause unter Lachen und Scherzen zu einer lustigen Spazierfahrt mit guten Freunden in den Wagen steigt.

Das gab natürlich dem Verhältnis den Todesstoss.

Kurze Zeit darauf finden wir ihn mit einer anderen Detmolderin, Fräulein Henriette M., verlobt. Wiederum ist sein Werben ganz seltsam. Seine Stimmung entspricht nie der gegebenen Situation, seine Verlegenheit ist krankhaft, und um sie zu verbergen, greift er zu den verfänglichsten Mitteln. Grabbe hatte das Mädchen seiner Wahl, eine einfache Bürgerstochter, in dem Hause eines Kaufmannes kennen gelernt, wo er mit einigen Bekannten wie in einem Wirtshause vorzusprechen pflegte. Während er nun mit Wohlgefallen das schöne Mädchen betrachtet und seine Zuneigung wächst, sucht er dies aufkeimende Gefühl durch die rohesten Cynis-

men nach aussen hin zu verbergen. Er ergeht sich in den unglaublichsten Ausdrücken, was seine Erwählte in die tödlichste Verlegenheit setzt.

Das Verhältnis ging später zurück.

Die einzelnen Anzeichen seines pathologischen Zustandes werden nun grotesker und infolgedessen deutlicher.

Als er sich einmal beobachtet sieht, wie er den Schmeicheleien zweier Berliner Studenten wohlgefällig zuhört, und er bemerkt, dass seine älteren Bekannten darüber lächeln, schlägt mit einem Male seine Stimmung um — Uebergänge existieren überhaupt nicht —, und plötzlich beisst er dem einen Studenten, dessen Lobsprüche er soeben eingeheimst, in die Backe mit den Worten: „Hier haben Sie ein Zeichen meiner Hochachtung!“ — Man wird nicht fehlgehen in der Annahme, dass hier bereits eine Zwangshandlung vorliegt.

Auch die Grössenideen treten jetzt umfassender und entschiedener auf. Hatte er sich früher mit dem Gedanken getragen, als Schauspieler auf den Brettern den ersehnten Ruhm zu erlangen, so kommt er nun plötzlich auf die Idee, als Offizier in die Armee zu treten. Er lässt auch sofort dem Gedanken die That folgen und wendet sich mit seinem Gesuche direkt an den Fürsten: ein Beweis, welche Macht derartige Vorstellungen über ihn haben. — Ebenso wie früher hatte Grabbes Dichtkunst diesen Gedanken hervorgebracht. Die Vorstudien zum „Napoleon“ und die Dichtung selbst sind die bestimmenden Faktoren. Die erdichteten Schlachten werden Wirklichkeit, er berauscht sich an der Grösse der eigenen Geschöpfe, alle guten Eigenschaften überträgt er auf sich, und so entsteht die fixe Idee, er sei auch im Leben zum Schlachtenlenker berufen. Ja, aller Wahrscheinlichkeit nach hat die historische Erscheinung Napoleons und dessen Werdegang unmittelbar auf ihn gewirkt und ihn auf den Gedanken gebracht, auf demselben Wege Glück und Ruhm zu suchen.

Das Pathologische dieser Erscheinung wird jedem einleuchten. Grabbe, der sich selber in seinen Briefen halbblind und einen Podagristen nennt, der vor jeder körperlichen Anstrengung in seinem ganzen Leben zurückgeschreckt, als Offizier und gar im Felde: das ist einfach undenkbar. Man

kann es der Lippeschen Regierung nicht übelnehmen, wenn sie Grabbes Gesuch abschlägig beschied.

Alle diese einzelnen Symptome werden jedoch mehr und mehr in den Hintergrund gedrängt durch die Anzeichen, welche uns darauf hinweisen, dass Grabbe in dieser Zeit vollständig zum Trinker wird. Jetzt treten die Züge hervor, welche das Bild des Dichters in den Augen der Mit- und Nachwelt für immer trüben sollten. Dieser Prozess zeigt sich namentlich in dem Schwinden des Gefühls der Verantwortlichkeit. Es tritt eine sittliche Verwahrlosung ein. Er vernachlässigt in sträflicher Weise sein Amt, so dass bald ein grosser Rückstand unerledigter Arbeiten entsteht. Er verwaltet die ihm anvertrauten Gelder schlecht, sodass Defekte nicht ausbleiben. Auch die feineren Unterschiede der Sitte verwischen sich in seinem Gefühl. Er bewirtet z. B. die Unteroffiziere, welche morgens zu dienstlicher Meldung bei ihm antreten, mit Rum; ja er geniert sich nicht, in seiner Stellung als Auditeur einen Diensteid in Unterhosen abzunehmen, die feierliche Handlung mit Witzen zu unterbrechen und das Ganze mit einem Gelage zu beschliessen. Ziegler hat diese Scene ausführlich beschrieben. Man könnte hier einwenden, Grabbe stand als philosophisch gebildeter Mann über diesen religiösen Fragen oder beurteilte vielleicht den Eid von seinem juristischen Standpunkte aus als rechtliches Hilfsmittel nicht günstig. Diese Fragen kommen jedoch hier nicht in Betracht. Es kommt hier vor allem darauf an, dass Grabbe nicht mehr das sittliche Gefühl besass, das ihn verhindern musste, im Amte eine Amtshandlung öffentlich zu prostituieren.

Im März 1833 verheiratete sich Grabbe mit seiner früheren Angebeteten, Lucie Klostermeier, nachdem durch den Tod ihrer Eltern die Hindernisse, welche bisher der Verbindung entgegenstanden, aus dem Wege geräumt waren.

Ausserdem mochte Fräulein Klostermeier wohl einsehen, dass sie bei ihrem vorgerückten Alter doch wohl keinen anderen, vornehmeren Ehegatten finden würde: so reichte sie denn endlich dem verschmähten Liebhaber von früher die Hand zum Bunde. Es ergibt sich aus dieser Konstellation ziemlich klar, dass auch in diesem Falle Grabbe der Ge-

schobene ist. Er kennt den Zusammenhang nicht und fühlt sich durch die späte Liebe seiner Erwählten ungemein geschmeichelt.

Diese Ehe wurde das letzte Unglück seines Lebens. Man hat viel darüber hin und her gestritten, auf wessen Seite die Schuld liege. Während Duller sich ganz auf die Seite der Witwe stellt, tritt Ziegler für Grabbe ein. Alle beide sind in diesem Punkte ihrer Darstellung nicht ganz objektiv. Einzelne Vorgänge im Grabbeschen Hause, die Ziegler selbst miterlebt hat, zeigen allerdings klar, dass die Frau Auditeur gerade kein weiches, liebevolles Gemüt besass. Auch aus ihren Briefen, die sie an ihren Gatten richtete, spricht keine Liebe, es liegt etwas wie Herzenskälte darin, obwohl wir uns im Grunde nicht so sehr darüber verwundern dürfen, dass in diesen Briefen nur von Geldgeschäften, Aufhebung der Gütergemeinschaft und ähnlichen Angelegenheiten die Rede ist. Ziegler berichtet ausdrücklich, dass sie von Grabbes Misswirtschaft im Amte wusste. Es ist natürlich, dass sie unter solchen Verhältnissen für ihr Vermögen fürchtete.

Auf der anderen Seite aber war auch Grabbe seiner ganzen Natur nach nicht für die Ehe geschaffen. Es war ihm gänzlich versagt, eine andere Individualität neben sich zu dulden, geschweige denn liebevoll auf dieselbe einzugehen. Der eigentliche Grund für die Entfremdung der beiden Ehegatten liegt aber ganz wo anders. Grabbe konnte seiner Frau vor allen Dingen keine körperliche Befriedigung bieten. Das geht aus der Erzählung Zieglers hervor, welcher berichtet, dass die Detmolder Bekannten ihm zugerufen, als er gedroht, er werde sich seiner Frau gegenüber schon als Mann zeigen: „Das ist es gerade, was sie verlangt.“ Den gleichen Umstand scheint Willkomm in folgenden Worten zu betonen: „Ihm selbst gebrach es an der starken Kraft des Mannes, die Gattin zu fesseln, und das momentane Aufflammen eines tieferen Liebebedürfens konnte keine Gegenliebe erwecken.“ Ob diese sexuelle Schwäche ererbt oder erworben ist, sei dahingestellt: es ist beides möglich.

Die Ehe blieb kinderlos.

Da sich die häuslichen Verhältnisse unter diesen Um-

ständen bald mehr und mehr zerrütteten, wurde Grabbe ein immer häufigerer Besucher des Wirtshauses. Das Verhältnis der Ehegatten wurde dadurch um so gespannter. Es kam zu hässlichen Auftritten und erregten Scenen, was in der kleinen Stadt der Nachbarschaft nicht verborgen blieb.

Die Art und Weise, wie Grabbe bei solchen Anlässen gegen seine Frau vorgeht, zeigt uns deutlich den Alkoholiker. Es kommt zu förmlichen Wutausbrüchen mit thätlichen Excessen seinerseits. Er zerbricht Töpfe und Teller, verstellt die Thüren des Hauses mit Holzstücken, ja in den schlimmsten Fällen geht er auf seine Frau mit Degen und Pistolen los.

Ziegler hat uns mehrere derartige Scenen eingehend geschildert, doch scheint es, als ob er die eigentliche Ursache derselben nicht kannte oder nicht kennen wollte. Ausserdem tritt es zu deutlich hervor, dass er für Grabbe gegen seine Frau Partei nimmt. So stellt er z. B. der Frau nachträglich die Zumutung, sie hätte ihren Gatten, der mit den Waffen auf sie eindrang, durch würdiges Entgegenkommen entwaffnen sollen, anstatt schreiend ins Nachbarhaus zu laufen. Das ist doch wohl nicht ernst zu nehmen.

Die meisten derartigen Scenen finden ebenfalls ihre Erklärung in dem Alkoholmissbrauch des Dichters. Sie sind ein direkter Ausfluss des Eifersuchtswahnes, den man so häufig bei Trinkern findet. Das geht aus den Berichten Zieglers selber hervor. Er schildert uns einen Zwist, in dem der Mann einer Freundin eine gewisse Rolle spielt. Nach Zieglers Angaben scheint es zwar, als habe sich Grabbes Groll gegen diesen nur deshalb gerichtet, weil er in seine Geschäfte als Hausherr eingegriffen. Damit steht aber Grabbes Betragen entschieden im Widerspruch. „Oftmals, wenn er des Abends aus dem Wirtshause wieder heimkehrte, leuchtete er im Hause umher und stiess mit dem Degen in alle Ecken, hinter die Schränke und selbst unter die Betten: Wo sitzt er, habt ihr den .... im Hause, den ....? Sie fing an zu schreien, und er rief wieder: Ich will ihn schon fassen, ich steche ihn todt, den ....!“

Eine derartige nächtliche Suche wird sich kaum um einen blossen Geschäftsfreund seiner Frau gedreht haben. Es ist

aber sehr unwahrscheinlich, dass ihm seine Frau wirklich Grund zur Eifersucht gegeben. Das hätte sich Ziegler sicher nicht entgehen lassen.

Auch hier ein charakteristisches Symptom!

In diese Zeit fällt auch noch eine Episode, welche uns das Bild des Knaben gleichsam in die Erinnerung zurückruft. Hatte damals seine seltsame Phantasie sich in den kühnsten Kombinationen im Spiele mit gewöhnlichen Bohnen ergangen, so dienen ihr jetzt einige Tiere, eine Eule und ein paar Enten, als Objekte. Grabbe spricht mit ihnen, verlangt Antworten, er kopuliert sie sogar und benimmt sich überhaupt wie ein Kind.

Allmählich greift nun die verheerende Wirkung des Alkohols weiter um sich. Zu der sittlichen Verwahrlosung gesellt sich der Verfall der geistigen und körperlichen Kräfte. Hatte er früher aus Leichtsinn seine Amtsgeschäfte unerledigt gelassen, so reicht jetzt die Kraft nicht mehr aus, um die Arbeitslast zu bewältigen. Während er früher spielend leicht produzierte, erschöpft ihn jetzt die dichterische Thätigkeit. Infolgedessen rücken seine Arbeiten langsamer vor. Sein Biograph hat uns seine eigenen Worte aufbewahrt: „Auch die Poesie, der Hannibal, erschöpft mich. Wenn ich eine Stunde geschrieben habe, liege ich auf dem Sopha wie tot." Bereits jetzt zeigen sich die ersten Anzeichen alkoholischer Organerkrankungen: das Podagra hindert ihn an der Bewegung, eine Magenkrankheit zwingt ihn, einen längeren Urlaub nachzusuchen.

Als sich nach Ablauf desselben sein Zustand noch nicht gebessert, leitet er ein Gesuch um Verlängerung mit den Worten ein: „So muss ich denn nun doch meinen Abschied nehmen", ohne in Wirklichkeit ernstlich daran zu denken. Noch einmal tritt uns der alte Grabbe entgegen. Wiederum sucht er sich einen überlegenen Anstrich zu geben, um nicht als der Bittende zu erscheinen.

Die Lippesche Regierung benützte diesen Anlass, um den genialen, aber unbrauchbaren Auditeur auf gute Art los zu werden. Grabbe wurde — übrigens mit allen Ehren — seines Amtes enthoben.

Nun beginnt für ihn die letzte schwere Zeit, wie sie

keinem Trinker erspart bleibt. Die Hauptmerkmale derselben sind unstätes Herumirren von Ort zu Ort, immer in der vagen Hoffnung, dass anderswo noch eine Wendung zum Guten eintreten könne, körperlicher und geistiger Verfall bis zur vollkommenen Hilflosigkeit.

Im Jahre 1834 verliess er Detmold und ging nach Frankfurt a. M., um ferner nur als Schriftsteller zu leben. Er wählte gerade diese Stadt, um seinem Verleger Kettembeil nahe zu sein. Das beinahe abgeschlossene Manuskript des „Hannibal“ begleitete ihn. Ueber sein dortiges Leben sind wir durch Duller unterrichtet, der in dieser Zeit fast seine einzige Stütze war. Aus seinen Schilderungen tritt uns bereits Grabbe als vollständige Ruine entgegen. In einem kleinen Stübchen an der Bockenheimergasse haust er, vor der Welt empfindet er eine intensive Scheu, des Nachts enthält er sich des Schlafes, um ihn am Tage nachzuholen, meistens in voller Kleidung. Die Nahrungsaufnahme ist sehr gering. Vereinzelt heben sich von diesem düsteren Bilde einige Züge ab, die an den alten Grabbe erinnern. Noch einmal lebt seine Sucht nach dem Auffallenden auf, wenn er sich auf den Frankfurter Strassen in seiner Auditeuruniform zeigt. An sein Benehmen bei seiner ersten Verlobung erinnert die Erzählung, er habe sich in den schärfsten Ausdrücken über seine Frau ergangen und gleich nachher eine Locke hervorgezogen und sie an die Lippen gepresst mit den Worten: „Von ihr trenne ich mich nie, sie soll mich begleiten ins Grab.“

In diese Zeit des Frankfurter Aufenthalts scheint auch die Entstehung des Gerüchtes zu fallen, Grabbes Neigung zum Trunke sei dadurch hervorgerufen, dass ihm seine Mutter bereits in frühester Kindheit geistige Getränke vorgesetzt habe. Duller ist der einzige, der diesen Zug erwähnt und wird deshalb von Ziegler heftig angegriffen, der das Ganze als eine böswillige Verleumdung hinstellt. In der That scheint auch das Gerücht nicht auf Wahrheit zu beruhen. Da aber Duller berichtet, dass Grabbe selber in tiefstem Schmerze solches von seiner Mutter erzählt habe, so liegt doch die Vermutung nahe, dass weder Duller noch die Witwe, sondern Grabbe selbst der Urheber des Gerüchtes gewesen. Eine

derartige Erfindung stimmt völlig zu der damaligen Lage des unglücklichen Mannes. Hatte er früher — wie oben ausgeführt — vor solchen Erfindungen nicht zurückgeschreckt, um seine Persönlichkeit in ein möglichst helles Licht zu setzen, so geschieht das jetzt aus einem andern Grunde. Ein jeder Trinker, der sich in dem Stadium des Niederganges befindet, sucht seine traurige Lage, die ihm selber deutlich offenbar ist, mit allen möglichen Mitteln zu entschuldigen. Alles Erdenkliche, gleichgiltig ob wahr oder unwahr, wird hervorgesucht, was dazu beigetragen, ihn auf die schiefe Bahn zu drängen. Dazu passt vollständig die weinerliche Stimmung, von der Duller berichtet. Es ist das Allerwahrscheinlichste, dass Grabbe die fragliche Aeusserung selbst gethan hat, wie es ebenso wahrscheinlich ist, dass eine wirkliche Thatsache ihr nicht zu Grunde liegt. Von diesem Standpunkte aus muss man auch die Aeusserungen Grabbes in der späteren Zeit über seine Erziehung im Gefängnisse beurteilen.

Sein Aufenthalt in Frankfurt a. M. war von kurzer Dauer. Die Freundschaft mit Kettembeil erkaltete. Immer sehnsüchtiger sah sich Grabbe nach anderer Hilfe um. In solcher Stimmung schrieb er an Immermann, dessen Ruf als Theaterleiter damals durch ganz Deutschland ging. Als Immermann mit einer Einladung nach Düsseldorf antwortete, machte er sich sogleich auf den Weg, wieder von der lebhaftesten Hoffnung beseelt, dass nun alles gut werden müsse.

Unbarmherzig klar ist die Schilderung der ganzen Persönlichkeit, welche Immermann entwirft. Grabbe ist jetzt vollständig auf dem Standpunkte des Kindes angelangt. Alle gewöhnlichen Geschäfte des Lebens nimmt ihm Immermann ab: er mietet für ihn eine Wohnung, er besorgt seine Geschäfte mit dem Verleger, er will ihn zu einer besseren Nahrung nötigen. Grabbe lässt alles willenlos mit sich geschehen. Sein Vorstellungskreis wird enger und enger, seine Interessen schwinden mehr und mehr. Das einzige, was ihn noch beschäftigt, ist sein Drama „Die Hermannsschlacht“ nachdem er den „Hannibal“ vollendet, der von Immermann zum Drucke befördert worden. Nichts vermag seine Auf-

merksamkeit ausserdem noch zu fesseln. Nie hat er die Ausstellung der Düsseldorfer Maler, deren Schule damals weltberühmt war, betreten. Immermann schreibt wörtlich: „Seine Gedanken bewegten sich nur noch um einen kleinen Raum.“ Dabei geht es mit der geistigen Kraft schnell bergab. Es stellt sich bei Grabbe eine allgemeine Ermüdung ein. Die Anzeichen davon finden wir bereits in der Frankfurter Zeit, wo er Duller die Mitarbeiterschaft anbot. Das Bedürfnis nach Ruhe kommt auch in seinem Plane zum Ausdruck, der Dichtkunst Valet zu sagen und späterhin nur als Historiker zu arbeiten. Das blosse Aufzählen der Thatsachen erscheint ihm leichter als das künstlerische Verknüpfen und Aufbauen. Derselben Stimmung entspringt die Bitte an Immermann, ihm Sachen zum Abschreiben zu geben. Man hat viel über diesen Punkt lamentiert und sich darüber aufgehalten, dass ein Dichter wie Grabbe als Rollenabschreiber thätig war, wobei meistens eine Faust gegen Immermann gemacht wird. Dabei verkennt man jedoch gänzlich die damalige Gemütsverfassung Grabbes. Sein Ehrgeiz war längst dahin, und das gedankenlose Abschreiben musste auf seinen müden Geist eher wohlthuend wirken. Uebrigens hat Grabbe dieselbe Bitte schon früher in einem Briefe aus Frankfurt a. M. an Wolfgang Menzel, den er ebenfalls um Hilfe anging, gerichtet. Dass Immermann in die Lage kam, sie zu gewähren, kann ihm unmöglich als schlechte Behandlung Grabbes ausgelegt werden.

Wie sehr das Gedächtnis Grabbes bereits gelitten, geht aus seiner eigenen Aeusserung hervor, er habe sich niemals in Düsseldorf zurecht finden können, und erst sein Wirt habe ihm durch einen aufgezeichneten Plan das Alleingehen ermöglicht. Noch trauriger ist die Schilderung, welche Immermann entwirft: „Weil er sich nämlich nie in den Weg finden lernte, so musste ihn seine Magd jederzeit zu mir begleiten. Auf diese Weise aber langte das Paar in meinem Garten an: Grabbe mit ernsthaftem Gesicht hinter der Magd einherschreitend, die Magd aber ihr errötendes Antlitz halb in der Schürze verborgen, sich schämend, dass sie einen so grossen Herrn bei Tage über die Strasse führen müsse.“

Das Verhältnis mit Immermann löste sich bald. Auf

wessen Seite die Schuld an der Trennung liegt, ist kaum mehr festzustellen. Doch sei auf den Umstand hingewiesen, dass Grabbes Leben eigentlich überhaupt keine dauernden Freundschaften aufzuweisen hat. Während seine Detmolder Landsleute wohl mehr aus Mitleid zu ihm hielten, brach der Verkehr mit seinen litterarischen Freunden, den Berliner Genossen, Tieck, Kettembeil, immer nach kurzer Zeit ab.

Im Jahre 1836 langte der Dichter wieder in seiner Heimatstadt an, gebrochen an Leib und Seele. Die Gestalt war bis zum Skelett abgemagert, die Augen trüb, sein Kopf kahl geworden. Seine letzte Lebenszeit, ein ununterbrochenes Siechtum, hat Ziegler genau geschildert. Es ist hier nichts hinzuzufügen.

Am 12. September 1836 starb er in den Armen seiner Mutter. Ziegler gibt als Todesursache Rückenmarksschwindsucht an. Willkomm sagt: Er starb an verbrannten Eingeweiden. Mit diesen Worten meint er wohl das Richtige, obwohl die heutige Wissenschaft den Ausdruck nicht kennt. Der Alkohol war die mittelbare Ursache seines Todes. Er erzeugte einen frühzeitigen Marasmus, ein langsames Verhungern, da der geschwächte Magen nicht mehr imstande war, Nahrungsstoffe aufzunehmen und zu verarbeiten.

Das traurige Leben eines unglücklichen Menschen liegt vor uns. Zwar kann man ihn nicht von jeder sittlichen Verantwortlichkeit entlasten; aber man muss zugestehen, dass gerade das Leben für Grabbe ein besonders schwerer Kampf war. Die ärgsten Feinde waren in seiner eigenen Brust.

Die schönsten Worte über Grabbe hat wohl Immermann gefunden: „Grabbe gehört zu den Verschrieenen, und Männlein und Weiblein meinen, wenn er nur gewollt hätte, er hätte schon anders sein können. Ich aber sage: er konnte gar nicht anders sein als er war, und dafür, dass er so war, hat er genug gelitten. Die Pflicht der Lebenden aber ist es, die Toten über der alles nivellierenden Flut des mittelmässigen Redens und Meinens emporzuhalten.“

Carl Anton Franz Conrad Hans Piper wurde am 15. Februar 1874 als Sohn des damaligen Stadtrichters, jetzigen Landgerichtspräsidenten Dr. jur. Carl Piper in Neubrandenburg, Mecklenburg-Strelitz, geboren. Er besuchte zuerst das Gymnasium Carolinum zu Neustrelitz, von Untersekunda an das städtische Gymnasium zu Neubrandenburg. Ostern 1893 bestand er das Abiturientenexamen und bezog die Universität Freiburg i. B., um die Rechte zu studieren. Er beschäftigte sich aber mehr mit philosophischen und namentlich medizinischen (psychiatrischen) Studien. Von dort ging er nach München, wo er zunächst bei dem 1. Feldartillerie-Regiment „Prinzregent Luitpold“ seiner Militärpflicht genügte und dann noch mehrere Semester Jurisprudenz studierte, bis er sich im Sommersemester 1896 endgiltig philosopischen, besonders aber litterargeschichtlichen Studien zuwandte. Seine Lehrer waren die Herren Professoren Dr. Muncker, Dr. Paul, Dr. Lipps und Dr. Riehl.